

Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **90 (1994)**

Heft 2

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

FILMKATALOG DER SCHWEIZERISCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE. Hg.: Hans-Ulrich Schlumpf; Bearb.: Silvia Conzett. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 1993. 252 S., Abb.

Um eins vorab klarzustellen: Was die Filmabteilung der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde unter der Leitung von Paul Hugger und später Hans-Ulrich Schlumpf an volkskundlichen Filmproduktionen hervorgebracht hat, ist im deutschsprachigen Raum konkurrenzlos. Vor allem die Schweizer Autorenfilme neuer Prägung bieten den volkskundlichen Filmschaffenden Perspektiven, nach denen sie viele Jahre vergeblich Ausschau gehalten haben.

Vorbemerkungen zum Katalog: Nach Auskunft des Herausgebers soll er eine Lücke schliessen (S. 9), die zwischen den Filmen auf der einen Seite und den «Themenheften» (so will ich sie hier nennen) der Reihe «Altes Handwerk» klaffte. Diese Lücke war tatsächlich eklatant. So ehrenvoll die Tatsache ist, dass überhaupt Broschüren zu den Filmthemen erstellt wurden, so bedauerlich ist es, dass sich nur die wenigsten von ihnen auf die oft (aber nicht immer) gleichnamigen Filme bezogen. Produktionsbedingungen, Anmerkungen zur Feldforschung und zur Konzeption, die Wirklichkeitsebenen, Probleme der Realisation, Aspekte der Montage und der filmischen bzw. fotografischen Eigenart des Films, die Zielgruppe – diese und andere filmimmanente Fragen werden in den Heften der SGV leider nur selten angeschnitten (ansatzweise z.B. bei Paul Suter, «Die letzten Heimposamenten», hier insbes. S. 11f.) Diese Rückschau auf die Themenhefte der SGV ist wichtig für die Beantwortung der Frage, ob der Katalog die vorhandene Lücke schliessen kann. Ich meine, er kann es nicht.

Zur Struktur des Katalogs: Er ist chronologisch aufgebaut. Damit findet der Rezipient beim dritten Katalog im deutschsprachigen Raum eine dritte Variante vor. Der des IWF ist politisch-geographisch, der des Landschaftsverbandes Rheinland thematisch gegliedert. Die nächstmögliche wäre die Strukturierung nach der filmischen Eigenart. Vor dem Hintergrund der unterschiedlichen Zielgruppen wäre dies tatsächlich naheliegend. Immerhin findet sich im Anhang des Schweizer Katalogs eine Verschlagwortung, die bei der Suche nach Filminhalten weiterhilft – dass unter dem Begriff Brauchtum (!) «Der Strohhut» und unter der Kategorie Haushalt «Der Kupferschmied» (S. 244f.) verortet wurden, weist jedoch auf unübersehbare Schwächen dieses Katalogteils hin.

Der chronologische Aufbau des Filmkatalogs findet im übrigen in den sogenannten «Leitseiten» seine plausible Begründung: Sie beschreiben wichtige Einschnitte beim Filmschaffen der SGV und weisen damit auf neue Schaffensperioden hin. Wenn aber deren spezifische Identität im Katalog hervorgehoben werden soll, dann hätte dies bereits in der Inhaltsübersicht eine entsprechende Erwähnung verdient. Dort heissen sie lediglich Leitseiten 1–10 und nicht etwa: Leitseiten 5: Zusammenarbeit mit dem Schweizer Fernsehen oder L. 6: Paul Hugger gewinnt die Schweizer Filmschaffenden für den volkskundlichen Film.

Sonst ist die Ordnung des Katalogs sehr übersichtlich. Jedem Film werden zwei Seiten eingeräumt. Davon nehmen die technischen Angaben bereits ein Drittel in Anspruch. Die nachfolgende Sequenzbeschreibung ist recht ausführlich und als gute Einführung in den Film auch sehr hilfreich.

Der Sequenzbeschreibung folgt eine filmische Einschätzung der jeweiligen Produktion. Es ist insbesondere diese Beurteilung, die meine Ansprüche an einen Filmkatalog in keiner Weise erfüllen kann. Mit diesem mehrzeiligen filmtheoretischen Zugang wurde die grosse Chance vertan, den filmspezifischen Eigenarten, den Entstehungsbedingungen und anderen filmimmanenten Aspekten, wie sie oben aufgeführt wurden, nachzugehen. Der Hinweis auf «stimmungsvolle Einstellungen» (S. 101) oder «schöne, ruhige Aufnahmen» (S. 125) reicht vor dem Hintergrund der so unterschiedlichen und in grosser Anzahl auch filmisch bedeutenden Produktionen keinesfalls aus. Den Defiziten in diesem Bereich versuchen die Katalogmacher durch eine filmtheoretische Kategorisierung zu begegnen: Sie teilen die Filme in «Dokumentationen», «Filme» und «Gestaltete Filme». Dokumentationen sind danach eher willkürlich (?) aneinandergereihte Einstellungen, Filme arbeiten mit einem klaren filmischen Konzept, gestaltete Filme sind durch einen «erkennbaren persönlichen Stil geprägt» (S. 10).

Diese Einteilung trägt zur weiteren Irritation auf dem Gebiet der Kategorisierung wissenschaftlicher Filmtypen bei und lehnt sich an keine Theorie des Dokumentarfilms an. Danach ist bisher nicht in Frage gestellt worden, dass Dokumentationen mit montierter Szenenfolge als Filme zu bezeichnen sind. Weiterhin ist es auch mit eingehender Filmanalyse und einer langen Liste filmdramaturgischer Kriterien kaum möglich, einen Film von einem «gestalteten Film» zu unterscheiden. Insbesondere bei dem hier offenbar schnellen Zugriff halte ich diese für wenig sinnvoll. Andere bereits eingeführte Kategorien wie Dokumentation (anders als im SGV-Katalog verstanden), didaktischer Film (mit dem Anliegen der Vermittlung für Schule, Museum u.s.w.), narrativer Film und sozialdokumentarischer Film wären den

vorliegenden Produkten der SGV wahrscheinlich gerechter geworden. Sie vermittelten vor allem weniger den Eindruck eines qualitativen Urteils als vielmehr und sinnvollerweise die Annäherung an die Zielrichtung und die Intention des Films.

Trotz dieser Einschränkungen ist der Filmkatalog ein wichtiges Hilfsmittel bei der Auswahl von Filmen der SGV, und unzweifelhaft ist er als Ergänzung der Begleithefte von ausserordentlichem Wert. Wenn die Filme nun auch ohne grosse Probleme und Kosten im gesamten deutschsprachigen Raum ausleihbar wären, könnten sie endlich auch die ihnen gebührende Resonanz erfahren.

Edmund Ballhaus

RUDOLF ZINGGELER. Ein Zürcher Industrieller erwandert die Schweiz. Fotografien von 1890–1936. Einleitung und Auswahl der Fotos von Nikolaus Wyss. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 1991. 227 S., Abb.

Als ich das Buch zur Rezension erhielt, legte ich es für eine ganze Weile in die hinterste Ecke meines Schreibtisches, wo es sehr bald von anderen Dingen überlagert wurde. Erst anlässlich der Besprechung einer anderen Publikation der SGV zog ich es dort (eher lustlos) wieder hervor, um meiner Pflicht Genüge zu tun.

Der Titel trug nicht dazu bei, mein Interesse zu wecken. «Ein Zürcher Industrieller erwandert die Schweiz.» Ein erster Blick in das Innenleben der vermeintlichen fotografischen Sammlung verstärkte meinen Eindruck, dass ich hier einen Bildband besprechen sollte, der nichts weiter als das mehr oder weniger ungeordnete Bildvermächtnis eines elitären Reisenden in Sachen Fotografie – eines frühen Touristen also – war.

Unter dem Zwang der Verpflichtung begann ich dann doch, genauer hinzusehen – und ich blieb an einem Text hängen, der mich von der ersten bis zur letzten Zeile fesselte. Dieser Text stammt von Nikolaus Wyss, dem auf der Titelseite nicht mehr als die «Einleitung und Auswahl der Fotos» zugebilligt wird. Meine lieben Damen und Herren von der SGV, niemand anders als Nikolaus Wyss gebührt die Autorenschaft für diese exzellente Publikation. Ihm erst gelingt es, mit einem äusserst anschaulichen und doch immer wissenschaftlichen und fototheoretisch auf der Höhe befindlichen Erzählstil das Bildvermächtnis eines Industriellen, dessen Name mich wenig interessiert, zu einer stringenten und stimmigen Bild-Textdokumentation zu vereinen.

In wenigen Sätzen zu beschreiben, wie Nikolaus Wyss diese Text-Bild-Koppelung gelingt, fällt nicht leicht. Der Autor teilt die Abbildungen zwei übergeordneten inhaltlichen Kategorien zu: einer biographischen und einer regionalen. Die regionale Einteilung umfasst die Kantone Wallis, Tessin und Graubünden.

Der biographische Zugang ist besonders gelungen. Wyss beschreibt das kleine Dorf Richterswil mit seinen beiden konkurrierenden Gasthöfen. Und er charakterisiert die beiden Industriellensöhne, die miteinander um die Gunst der Gastwirtstochter konkurrieren. Dabei sehen wir in der Naheinstellung das «Objekt der Begierde», das fortan die Gattin des Industriellen und Hobbyfotografen Rudolf Zinggeler sein wird. Nachdem so Spannung erzeugt ist, fahren Bild und Text auf in die Totale. Der Kontext wird erhellt. Dabei bleibt die Beschreibung immer nah an den Personen, insbesondere an der Hauptperson. Wir erfahren viel über die fotografischen Bemühungen und Fehlversuche, die nicht im Bild zu sehen sind, wir erfahren einiges über Motivation und Hintergründe des fotografischen Stils von Rudolf Zinggeler.

Dieser komponiert seine Bilder nach Vorbildern der Malerei und verwirft mit dieser strengen Konstruktion das Alltägliche. Wyss sieht als Grund für die statischen Bildinhalte eher die technische Beschränktheit und hat damit nur partiell recht: «Die schwere Kameraausrüstung mit querdarüberliegendem Stativ, die er wie einen Tornister auf dem Rücken buckelte, war wenig geeignet für tagebuchartige, schnelle Impressionen» (S. 34). Selbstverständlich sind mit Zinggelers Apparatur keine Momentaufnahmen möglich, auffällig sind jedoch die immer gestellten Aufnahmen, für die die Abgelichteten in Posen verharren (z. B. S. 100ff., besonders S. 107). Es geht Zinggeler um das Idealtypische, um das Besondere einer für ihn ganz und gar nicht alltäglichen Situation.

Zinggeler ist Fremder und Tourist, dennoch ist er nie Voyeur – Wyss beschreibt die Feldforschungssituation: «Mit der klerikalen Empfehlung fiel die Kontaktaufnahme zur übrigen Bevölkerung relativ leicht, er war jetzt eingeführt, zumal er es nie unterliess, die Dorfkirche aus verschiedenen Blickwinkeln abzulichten» (S. 50). Die «gesicherte Distanz» lud ihn ein, «sich ihnen in fast zärtlich anmutender Weise zuzuneigen und sie respektvoll zu würdigen...» (S. 58). Dies tut er ausgiebig bei seinen Reisen

durch die genannten Kantone, im Vordergrund steht jedoch immer das Besondere, das Schöne und Malerische: «Der Lichtbildner verkörperte nicht den völkerkundlich orientierten Forscher, der sich von Überraschungen, Ungewohntem und Abweichendem leiten liess und gleichzeitig im umfassenden Sinn Land und Leuten gerecht werden wollte. Er war und blieb der vielseitige Zürcher Seidenindustrielle, der (...) auf der Suche nach hauptsächlich romantischen, idyllischen und manchmal kuriosen Bildmotiven» war (S. 84).

In diesem Kontext verstehen wir die Fotografien eines Schweizer Industriellen, der ohne Zweifel Bildmotive von ausserordentlichem kulturhistorischem Wert hinterliess; bedeutungsvoll werden sie jedoch erst vor dem Hintergrund einer gelungenen Interpretation, die dann in den weiteren Kapiteln über den Fotografen hinaus die Landschaften und die dort lebenden Menschen in die Betrachtung einbezieht. Damit ist der Kontext hergestellt, der wie ein Filter den Fotografien vorgesetzt wird und sie erst zu einer befragbaren Quelle macht.

Edmund Ballhaus

WANDERARBEIT JENSEITS DER GRENZE. 350 Jahre auf der Suche nach Arbeit in der Fremde. Red.: A. Eiyneck, H. Mertens-Westphalen, H. Kaiser, H. W. Saaltink, P. Schonewille (Endredaktion). Assen: Drentsmuseum Assen; Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum; Hoorn: Westfries Museum Hoorn; Lingen: Emslandmuseum 1993. 168 S., Abb.

Die Idee zu einer deutsch-niederländischen Wanderausstellung zum Thema Grenze wurde im Drentsmuseum in Assen geboren; ihre Realisierung konnte in gemeinsamer Arbeit mit dem Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum, dem Westfries Museum in Hoorn und dem Emslandmuseum in Lingen gemeinschaftlich durchgeführt werden. An diesen Orten wurde das Ergebnis zwischen Januar 1993 und Mai 1994 jeweils vier Monate lang präsentiert.

Eine grenzüberschreitende Wanderausstellung zur Geschichte der grenzüberschreitenden Wanderarbeit auszurichten, erscheint nicht nur als ein Unterfangen von sinnvoller Aktualität zu einem Zeitpunkt, da es im europäischen Rahmen mehr denn je um Grenzfragen und Fremdheitserfahrungen geht. Der vorliegende grossformatige, in niederländischer wie in deutscher Sprache erschienene Band ist zugleich vorbildliches Zeugnis einer nicht nur länder-, sondern auch institutionenübergreifenden Zusammenarbeit. Geleitworte, Anmerkungs- und Literaturteil rahmen zehn anspruchsvolle Aufsätze zum Themenbereich Wanderarbeit ein, die – wie *Peter Schonewille* in seiner Vorbemerkung schreibt – über den inhaltlich gesetzten Rahmen der Ausstellung selbst hinausgehen. Somit mehr Begleitbuch denn Katalog, ist der Band anschaulich aufgemacht und mit Bild- und Schriftquellen, mit Objektabbildungen und Zeichnungen illustriert. Kleine formale Störungen schmälern nicht die inhaltlichen Reize: Sie liegen in der geschlechtslosen Unsitte, alle Vornamen der Autor(inn?)en auf die Anfangsbuchstaben zu reduzieren. Hie und da hätte zudem etwas sorgfältiger auf Fehlerfreiheit redigiert werden können.

Behandelt wird die Wanderarbeit zwischen Deutschland und den Niederlanden in einer Zeitspanne von 350 Jahren, vom Beginn des 17. Jahrhunderts an bis zum Ersten Weltkrieg. Der betrachtete Zeitraum und die wirtschaftlichen und demographischen Veränderungen, die hier stattfinden, sind gross genug, den Migrationsbewegungen nicht nur in einer Richtung nachzugehen: die der sog. Hollandgänger, sondern auch in der umgekehrten: die der niederländischen Arbeitssuchenden, die vor allem nach 1870 nach Deutschland kamen, als die Hollandgängerei bereits deutlich abgeebte war (*N. van den Broek*). Ihr Höhepunkt hatte im 18. Jahrhundert gelegen mit einer durchschnittlichen Zahl von ca. 30 000 Wanderarbeitern jährlich, die vorwiegend der besitzlosen ländlichen Unterschicht aus den heutigen Landkreisen Osnabrück, Emsland, Cloppenburg und Vechta entstammten. Da ist es interessant zu lesen, dass der Fremdenanteil im «goldenen Zeitalter» der prosperierenden Provinz Holland proportional bedeutend höher gewesen sei als der heutige durchschnittliche Ausländeranteil (*J. Lucassen, R. Penninx*, S. 48).

Wanderhändler, die sog. *Tödden* aus dem Münsterland waren das damals z. B., die mit ihren Waren z.T. von Flandern bis Riga zogen und im Zuge der Industrialisierung mit etwas Glück zum renommierten Textilhändler aufgestiegen waren (*H. Oberpenning*). Am Beispiel einer einzelnen Familie wird eine solche Karriere veranschaulicht (*L. Schram-Van Gulik*), wie sie auch die Firma C & A für sich verbuchen kann, die sich denn auch unter den finanziellen Gönnern des niederländisch-deutschen Grenzprojektes wiederfindet.

In den Beiträgen werden nicht nur die Lebensbedingungen der damaligen «Fremdarbeiter» veranschaulicht, ihre Reiserouten und Gepflogenheiten unterwegs (*F. Bölsker-Schlicht*), sondern auch die widrigen Umstände und Gefahren wie Krankheiten (*A. Eiyneck*) und Überfälle (*L. Remling*). Überblickartig erfahren wir etwas über die sozioökonomischen und demographischen Ursachen der Wan-

derarbeit (*F. Bölsker-Schlicht*), aber auch über Gründe weltanschaulich-religiöser Natur, die Holland anziehungskräftig erscheinen liessen – etwa Mythos und Wirklichkeit des (ja noch zum Repertoire gegenwärtiger Stereotypen gehörenden) Toleranzgedankens (*J. Lucassen, R. Penninx*). Vor allem Männer waren unterwegs, die sich u. a. als Torfstecher, Handwerker (Stukkateure z. B.) oder zur See verdingten. Unter den Frauen gab es die Dienstbotinnen: nicht nur schwarze aus den eigenen Kolonien «hielt» man sich, sondern auch Kindermädchen aus der Schweiz, und es gab (wie die humorig klingen sollende und dennoch misogyn danebenliegende Formulierung lautet) «Prostituierte jeden Kalibers: die «durchschnittliche» aus Deutschland, die «schicke» aus der Schweiz» (*J. Lucassen, R. Penninx, S. 49*).

Schön formuliert klingt bisweilen, was schön wäre, wenn dem so wäre, und wie alle Rückblicke – das macht ja auch ihren Reiz und unsere Sehnsucht danach aus –, so wird auch dieser von seinem Idealismus mitgetragen. Etwa, wenn die Darstellung nahelegt, dass das wirtschaftliche und soziale Gefälle zwischen Küste und Hinterland sich gleichsam natürlicherweise über den Austausch der wandernden Arbeitskräfte reguliert hat, für die Grenze, damals, «nicht mehr als eine unauffällige Falte» war, «zwischen zwei Welten, die allmählich ineinander übergangen» (*O. S. Knotnerus, S. 12*). Was jedoch in dem einen Beitrag zu kurz kommt, das vermag ein anderer mitaufzuwiegen – das ist der Vorteil einer solchen Publikation bei aller Gefahr sonstiger inhaltlicher Überschneidungen. So ist man in der zweiten Hälfte des Bandes dann dankbar, dass noch auf das jeweilige obrigkeitliche Interesse an einer Gewährung bzw. einer Nicht-Gewährung der Wanderarbeit hingewiesen wird (*Th. Albrecht und N. van den Broek*). Was dagegen leider zu kurz kommt, und die sicherlich auch am wenigsten einfache Quellendeckungsarbeit bedeutete, das sind Schilderungen «von nahem» der Beziehungen und Verhältnisse zwischen Einheimischen und *Nieuwkomers*.

Eine der Intentionen der Autor(inn?)en ist es, das historische Beispiel der grenzüberschreitenden Arbeitsverhältnisse zu Milde gemahnen zu lassen gegenüber den heutigen arbeitssuchenden Fremden. Denn das war man einst selber woanders und galt (im Fall des deutschen *Mof*) zudem als «unhöflicher, unmanierlicher, unanständiger, sprachloser, unfreundlicher», in jedem Fall meist «unangenehmer» Mensch (*H. Mertens-Westphalen, S. 53*).

Die Existenz der (in der für uns heute vorstellbaren Form historisch jungen) Staatsgrenze dient als Alibi für Delimitierungsbedürfnisse, die auf ganz anderer Ebene befriedigt werden müssen. Sie markiert auf einen Blick ganz undifferenziert, was in- und ausländisch ist, und nimmt uns damit die Arbeit ab, unseren Vorurteilsapparat Fremdländischem gegenüber je betreffend genauer aufzuschlüsseln. Dem entgegenzuwirken, darin liegt ein nicht geringes Verdienst der Beiträge: Sie veranschaulichen am historischen Beispiel, welche sozioökonomischen, naturräumlichen und vor allem zwischenmenschlichen Barrieren sich jenseits aller Fremdnationalen auftun, wenn man seinen Herkunftsort aus zwingenden Gründen zeitweilig oder langfristig verlässt.

Johanna Rolshoven

GERALD BEYREUTHER/BARBARA PÄTZOLD/ERIKA UITZ (Hg.): Fürstinnen und Städterinnen. Frauen im Mittelalter. Freiburg, Basel, Wien: Herder 1993. 352 S., Index.

In diesem Buch werden rund ein Dutzend Frauen des 13.-15. Jahrhunderts porträtiert von etwa ebenso vielen Historikerinnen und Historikern, gewissermassen als Fortsetzung von «Herrscherinnen und Nonnen – Frauengestalten von der Ottonenzeit bis zu den Staufern» (dies. Hrsg., Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften 1990). Im Rahmen einer kurzen Besprechung ist es unmöglich, auf jeden Beitrag einzeln einzugehen. Die folgenden Aussagen bleiben daher mehr allgemein und können nur einen durchschnittlichen Eindruck wiedergeben, wobei die notwendig aus diesem Vorgehen entstehenden Unschärfen und Ungerechtigkeiten in Rechnung zu stellen sind.

Die ausgewählten Persönlichkeiten entstammten zum weit überwiegenden Teil dem höheren und höchsten Adel (Elisabeth von Thüringen, Agnes von Böhmen, Birgitta von Schweden, Christine de Pisan, die dreifache nordische Königin Margarete, Kaiserin Eleonore, Gemahlin des Habsburgers Friedrich III.), und die paar Städterinnen (u. a. Margery Kempe, Alessandra Macinghi Strozzi) gehörten dem Patriziat oder dem eher wohlhabenden Bürgertum an. Es kann sich also nicht um eine repräsentative Stichprobe aus der mittelalterlichen Gesellschaft in ihrer gesamten sozialen Breite handeln. (Allein *Grethe Jacobson* hat ihren Beitrag etwas anders ausgerichtet und sich nicht auf ein einzelnes Individuum beschränkt. Ausgehend von eher unscheinbaren Zeugnissen – Testamente, Rechnungen, Eingaben,

Verordnungen – entwirft sie eine mehr soziologisch/sozialgeschichtlich orientierte Darstellung von Arbeitsbedingungen dänischer Städterinnen um 1500). Hervorzuheben ist, dass Frauen nicht nur aus Mitteleuropa, sondern auch aus Skandinavien, Böhmen und Polen ausgewählt wurden. Die Hauptfiguren sind zwar alle weiblich, um ein feministisches Buch im engeren Sinne handelt es sich jedoch nicht; «Material für die noch zu schreibende Geschlechtergeschichte» wird einleitend in Aussicht gestellt (S. 14), wobei aber über Geschlechterdifferenzen wenig reflektiert wird.

Die Beiträge richten sich «vor allem an ein breiteres, historisch interessiertes Publikum» (S. 5) und beruhen in der Regel auf Sekundärliteratur, deren gerade im Falle der oben genannten Damen genügend vorhanden ist. Mehr Eigenleistung wurde jenen Autor(inn)en abgefordert, die sich weniger berühmten Adeligen (z. B. Sophie von Wittelsbach, der Markgräfin Margaretha von Brandenburg oder der Ehefrau König Jagiellos, Elisabeth) zugewandt haben. Wer eher an allgemeineren, systematischeren Lebensverläufen und Strukturen interessiert ist, wird aus den letzteren Darstellungen mehr Erkenntnisse ziehen können, da nur die grossen, die aussergewöhnlichen Heldinnen dank Talenten, Kräften und glücklichen Zufällen sich immerhin ein Stück weit über die Macht der Verhältnisse emporzuschwingen vermochten.

Die Einzelbiographien stehen unverbunden (abgesehen von einer kurzen Einleitung) nebeneinander, so dass es weitgehend den Lesenden überlassen bleibt, Typisches aus den aufgezeigten weiblichen Geschicken und Taten herauszuschälen. Bei einem Vergleich der Einzelstudien fällt auf, wie gering der Spielraum eigener Entscheidungen für diese Frauen der oberen Schichten war, und wie sie im allgemeinen wohl auch klaglos akzeptierten, dass ihr Schicksal den Machtinteressen ihrer Väter, Brüder oder Ehemänner unterworfen war. Die Töchter einer Herrscherdynastie fungierten als strategische Objekte im politischen Ränkespiel. Sie verkörperten einerseits potentiell Kapital, da über sie Verwandtschafts- und Loyalitätsbeziehungen zu zukünftigen Verbündeten geknüpft werden konnten, andererseits aber eine Belastung, da sie für eine prestigeträchtige Partie auch reich mit Mitgift auszustatten waren. Über Agnes von Böhmen wird berichtet, dass mehrere Ehen, die der Vater für sie ins Auge gefasst hatte, nicht zustande kamen, weil die politischen Allianzen und Mächteverhältnisse sich verschoben hatten und eine Verbindung nicht mehr wünschbar erscheinen liessen. Auch Margarethe von Brandenburg konnte erst sehr spät verheiratet werden, da ihrem Onkel und Vormund zuvor das Geld fehlte, sie an den gewünschten Mann – erst einen Sohn des Herzogs von Pommern, dann den Herzog von Braunschweig – zu bringen; die Untertanen Brandenburgs hatten sich geweigert, die zur Finanzierung ihrer Verehelichung erhobene Brautsteuer zu entrichten. Das Los der Ehefrau wiederum war entscheidend mit der Kinderfrage verknüpft. Schwangerschaften und Geburten bargen zu dieser Zeit auch in dieser Schicht einerseits ein hohes körperliches Risiko, andererseits war, solange kein Erbe geboren war, die Stellung der Gattin ungesichert; Trennung drohte, wenn der Kindersegen länger ausblieb. Kraft und Rückhalt, sich den dynastischen Heirats- und Ehepflichten zu entziehen – bzw. sie, oft auch erst als Witwe, entsprechend eigenen Vorstellungen umzudefinieren – fanden mehrere der beschriebenen Frauen in klösterlichen Lebensgemeinschaften und in der Religion, der sie sich mit zum Teil ungeheurer Intensität, Hingabe und Tatkraft zuwandten. Ihr Einfluss auf die spätmittelalterliche Laienspiritualität, auf (auch sozial-) religiöse Reformbewegungen und deren Folgewirkungen dürfte hoch zu veranschlagen sein.

Wie schon erwähnt, nahmen die Herausgeber(innen) keine Vertreterinnen aus dem Bauernstand und den städtischen Unterschichten in die Auslese mit auf, so dass der breite untere Sockel der Ständepyramide gänzlich ausser Betracht bleibt. Es ist die Frage, ob es im Rahmen eines Bandes mit dem Untertitel «Frauen im Mittelalter» nicht einen Versuch wert gewesen wäre, den Katalog der Lebensformen zu erweitern, so fragmentarisch – angesichts der doppelt prekären Quellenlage für weibliche Angehörige unterer Schichten – ein solches Unterfangen auch immer hätte ausfallen müssen.

Insgesamt also ein gewiss ordentliches Buch, aber ohne zündenden Funken, ohne originelle These oder Spannung. Als Einführung in eine Biographie können sich die Beiträge wohl nützlich erweisen. Doch will mir scheinen, man hätte mehr tun können, um dem Lesenden eine theoretisch anspruchsvollere wie auch anschaulich fesselndere Darstellung spätmittelalterlicher Welten zu bieten (beispielsweise wäre es an einigen Stellen durchaus möglich gewesen, die Frauen selbst mehr zu Wort kommen zu lassen; ihre selbstbewusste oder unterwürfige, erstaunlich kühne oder in Formeln maskierte Ausdrucksweise hätte aufmerksamen Lesenden schon einen wichtigen Eindruck ihrer Lebensumstände vermitteln können). Dass dies keine unbillige, weil unerfüllbare Forderung sei, zeigt ein im Grunde verwandtes Buch, das Ferruccio Bertini mit drei Mitautor(inn)en verfasst hat: «Heloise und ihre Schwestern: acht Frauenporträts aus dem Mittelalter» (München: Beck 1991; italienische Originalfassung Rom 1989).

Katharina Biegger

EDWIN HUWYLER: Die Bauernhäuser der Kantone Obwalden und Nidwalden. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 1993. 591 S., 911 Abb., 6 Farbtaf. (Die Bauernhäuser der Schweiz, 20).

Es ist schon erstaunlich, dass über das bäuerlich-ländliche Bauwesen eines so relativ kleinen Gebiets wie die Kantone Ob- und Nidwalden (um 1800 zusammen knapp 20 000 Einwohner) ein so umfangreiches Werk erscheinen kann. Dahinter muss, und so ist es offenbar in der Tat, ein ungewöhnlich dichter und vor allem weitgehend unversehrter Bestand an Altbauten stehen. Glückliche Schweiz!, möchte man sagen, denn auch viele der bisherigen Bände über «Die Bauernhäuser der Schweiz» zeigen ähnliche Quantitäten und vor allem auch Qualitäten des Erhaltenen auf.

Nach Angaben des Verfassers wurden 1150 Bauten für diese Untersuchung erfasst (S. 81). Fallen bei den Berner Bauernhäusern (s. Besprechung im SAVk 88, 1992) vor allem die reich gestalteten, mit Inschrift versehenen Fassaden auf, so glänzt offenbar das Gebiet der beiden Kantone Ob- und Nidwalden mit der erhaltenen umfangreichen, bedeutenden historischen Ausstattung der Wohnräume. Darauf baut die sehr gründliche Darstellung der Öfen und Herde im Haus auf, von denen es datierte Beispiele seit dem 16. Jahrhundert gibt – eine ähnliche Abfolge vor Ort liesse sich wohl in keiner süddeutschen Landschaft mehr zusammenstellen. Auch die in den Häusern vorhandenen, z.T. fest eingebauten Möbel zeugen von einem erstaunlichen Reichtum und ungebrochenem Besitzerstolz dieser ländlichen Region, und das über Jahrhunderte. Besonders bemerkenswert ist das auch sonst in der Schweiz verbreitete, in der Stube stehende «Buffet», ein repräsentatives Möbel, das Anrichte, Schüsselrahmen und Giessfassbehälter zusammenfasst und sich in grosser Zahl seit dem Ende des 17. Jahrhunderts bis ins 19. Jahrhundert belegen lässt.

Noch 40 Bauten (davon 20 dendrochronologisch datiert) gehen, zumindest im Kern, in die Zeit vor 1500 zurück – eine bemerkenswerte Tatsache, die zu einem eigenen Kapitel «Spätmittelalterliche Wohnbauten» geführt hat, die bisher in den Schweizer Bauernhausbänden kaum gesondert behandelt wurden. Als wohl wichtigstes Ergebnis der Untersuchung des mittelalterlichen Bestandes ist festzuhalten, dass bereits im späten Mittelalter die Entwicklung des vielräumigen Grundrisses mit Stube und Küche abgeschlossen ist; der Verfasser will den Zeitpunkt sogar in das 12. Jahrhundert setzen (S. 499), ohne dies genauer zu belegen; das älteste ermittelte Haus stammt aber «erst» von 1316–35 («z' Bannwartä», Wolfenschiessen, Nidwalden). Jedenfalls deckt sich diese Einschätzung grundsätzlich mit dem, was wir aus anderen südmitteleuropäischen Landschaften bisher wissen: Schon im 13./14. Jahrhundert werden Häuser gebaut, die in Grösse, Struktur und innerer Einteilung denen aus wesentlich jüngeren Zeiten entsprechen.

Eine weitere, dankbar zur Kenntnis genommene Besonderheit dieses Bandes sind die zusätzlichen Hausmonographien, die eine wesentliche Ergänzung zum rein analytisch ausgelegten Hauptteil des Buches darstellen. Freilich hätte man sich hier mehr Pläne gewünscht, um sich ein besseres Gesamtbild des jeweiligen Hauses machen zu können. Die gründliche Behandlung der Sachzeugen zur Wohnkultur und das Eingehen auf die neuen Erkenntnisse zur mittelalterlichen Baukultur stellen auf jeden Fall eine bemerkenswerte Leistung dieser im Rahmen und unter den Vorgaben der Schweizer Bauernhausreihe wichtigen Publikation dar.

Konrad Bedal

OLIVIA WIEBEL-FANDERL: Religion als Heimat? Zur lebensgeschichtlichen Bedeutung katholischer Glaubenstradition. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1993. 334 S., 9 Abb. (Kulturstudien, 29).

Dass die gleiche kartographische Darstellung der österreichischen Marienwallfahrtsorte am Anfang und am Schluss des Buches steht, deutet schon darauf hin, wie stark das Wallfahrtswesen – speziell das marianische – das gesamte Leben der Katholiken und des Landes bis ins 20. Jahrhundert hinein prägte, verwurzelt in den kirchlichen Gemeinden, in den Familien und in den Individuen und ihnen Beheimatung bietend. Dies geht auch aus den «Lebensgeschichten» der Sammlung Mitterauer am Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien hervor. Es sind Autobiographien von meist einfachen Leuten, die allerdings ohne mehr oder weniger aufgeklärte Reflexionen über das Erlebte kaum zur Feder gegriffen hätten, die Wiebel-Fanderl als «katholische Religionsgeschichte von unten» auswertet. Sie beziehen sich auf meist ländliche Regionen im Raume Wien-Salzburg. Dabei wird der ganze Kosmos katholischer Ausdrucksformen des christlichen Glaubens, die gesamte katholische Alltagsreligion als Rezeption und Kontrapunkt von Liturgie, Predigt und Katechismusunterricht bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein sichtbar. Daraus ergeben sich wertvolle Ergänzungen des Kanons der religiösen Volkskunde (Jahres- und Lebenslauf), aber auch andernorts noch kaum greifbare

wertvolle Ansätze z. B. zu einer Volkskunde der Beichte oder des Sterbens oder der sprichwörtlichen Redensarten (hingegen fehlen die religiösen Volkslieder, und auch der volkstümliche Humor gegenüber heiligen Dingen kommt kaum zum Ausdruck). Die Titelfrage «Religion als Heimat?» findet eine durchwegs positive Antwort, wobei allerdings Heimat und Beheimatung nicht idyllisch-romantisch verstanden werden darf, sondern mit allen Ecken und Kanten und Ösen zu sehen ist, d. h. wie jede Heimat auch sozialen Zwang umschliesst und neben den Heimatrechten auch (manchmal ungeliebte) Heimatpflichten. Manche haben dann eben doch gegen den Stachel gelökt, und die gesamten sozialen Veränderungen samt dem Einfluss der Massenmedien, ebenso kritisches Hinterfragen von Glauben und Glaubensformen in Krisen und Notzeiten, führten auch im ländlichen Gebiet zur Verselbständigung religiöser Anschauungs- und Verhaltensweisen neben der offiziellen Kirchlichkeit und zu schubmässiger «Modernisierung» der Alltagsreligion. Die Analyse der Quellen erfolgt auf Grund der einschlägigen volkskundlichen und pastoraltheologischen Literatur. Die eigentliche Besonderheit dieses Buches liegt im fachlichen Dialog der gelernten Volkskundlerin und Theologin zwischen Volkskunde und praktischer Theologie, und zwar ohne unstatthafte Vermischungen, es mündet in bemerkenswerte «Pastoraltheologische Konsequenzen» des Schlusskapitels ein.

Walter Heim

INA-MARIA GREVERUS (Hg.): StudentinSein. Station Uni Frankfurt/M. Mit Beiträgen von: Mechthild Dörfler... Frankfurt: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Volkskunde 1993. XXI, 398 S., III. (Kulturanthropologie Notizen, 43).

Zwölf Studentinnen und zwei Studenten des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt haben im Rahmen eines mehrsemestrigen Projektes für forschendes Lernen unter der Leitung von Ina-Maria Greverus an den Beiträgen dieses Bandes mitgeschrieben. Hauptforschungsbereich des Projektes und der daraus hervorgegangenen Publikation gleichen Namens war das Thema des studentischen Lebensalltags. Beim Versuch der Annäherung an die Vielfalt der verschiedenen Lebenssituationen, in denen sich Studierende befinden, ziehen sich zwei Perspektiven durch die einzelnen Buchbeiträge hindurch: Einerseits der Vergleich zwischen den Geschlechtern, bei dem besonders weibliche Erfahrungen im Studienalltag und Erwartungen an die Zeit nach dem Studium analysiert werden. Andererseits untersuchten die KulturanthropologInnen im Sinne einer «Anthropologie des Selbst», auf die Ina-Maria Greverus in ihrem Beitrag eingeht, nicht nur Studierende anderer Fächer, sondern verglichen vielmehr sich selbst mit Studierenden der Betriebswirtschaftslehre.

Gefragt wird in den einzelnen Aufsätzen nach den Motiven, die zur Entscheidung für ein bestimmtes Studienfach geführt haben, und nach dem Zusammenhang dieser Selbstentwürfe mit dem sozialen Umfeld, aus dem die befragten Studentinnen kommen, nach den Vorstellungen von Bildung, Beruf und lebenswertem Leben, die in den Studienmotivationen von Frauen enthalten sind, nach assoziativen Vorstellungen, die Studierende mit der Bedeutung des Wortes Alltag verknüpfen und damit nach der emotionalen Wahrnehmung und Wertung des eigenen Alltags. In weiteren Beiträgen geht es um den Einfluss der konkreten Alltagswirklichkeit von Studentinnen auf die eigene studentische Identität, um die zeitliche Ausgestaltung studentischen Alltags, um Einstellungen von Studierenden zur Universität als Arbeits-, Durchgangs- oder Lebensraum sowie zu den Bereichen Studium, Erfolg und Karriere von Frauen und um die Bilder von Männlichkeit und Weiblichkeit, die Studierende haben.

Die Projektteilnehmenden gingen mit verschiedenen Methoden an ihre Themen heran. Sie entwarfen einen umfangreichen Fragebogen, der von rund neunzig Frankfurter Studierenden der Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie und der Betriebswirtschaft ausgefüllt wurde (die Fragen und eine Auswertung sind im Buchanhang abgedruckt). Ausserdem analysierten sie Interviews, Lebensgeschichten, Alltagsassoziationen – immer mit dem Ziel, nicht quantitative, sondern qualitative Daten zu sammeln, sich nicht in erster Linie einem statistischen Mittel, sondern den Einzelpersonen anzunähern. Sehr viel Wert wurde bei allen Buchbeiträgen auf die Beschreibung der angewandten Methoden und die Diskussion der sich daraus ergebenden Vor- und Nachteile sowie offenbleibender Fragen gelegt. Bei diesen Theorie- und Methodendiskussionen wurde meines Erachtens aber oft zu viel Vorwissen vorausgesetzt: Hier hat das Buch den Charakter eines Projekt-Berichtes nicht ganz abgestreift. Zumindest für Leserinnen und Leser, die mit den entsprechenden Theorien und Methoden noch nicht vertraut sind, sind diese Teile des Buches im Gegensatz zu denjenigen Teilen, in denen das gesammelte Material dargestellt und ausgewertet wird, teilweise nur mühsam zu verstehen. Dies finde ich insofern sehr schade, als sich die Autorinnen und Autoren ausdrücklich das Ziel gesetzt haben, nicht nur für Lehrende und Lernende, sondern auch für «die Öffentlichkeit» (S. 362), für Nicht-KulturwissenschaftlerInnen zu schreiben.

Mich selbst, eine Volkskunde-Studentin, brachte die Verschiedenartigkeit der aufgezeigten und untersuchten studentischen Alltagsformen, Studienmotivationen, Denk- und Handlungsschemata während der Lektüre des Buches immer wieder dazu, über mein eigenes «StudentinSein» genauer nachzudenken und gleichzeitig die Vielfalt der unterschiedlichen Gestaltungs- und Erfahrungsmöglichkeiten besser wahrzunehmen, die von diesem Wort umfasst werden. Sehr gut gefallen hat mir die Wahl der Mittel, durch die die Information vermittelt wird: Neben Texten finden sich Fotografien zu «Lebens- und Arbeitsräumen der Uni Frankfurt», ein Comic zu Beginn des Buches, Ausschnitte aus Zeichnungen und Notizen von Studierenden, die die Fragebogen der Projektgruppe ausgefüllt haben, und viele Grafiken. Diese sind teilweise fast zu sehr aufgeschlüsselt, um noch gut verständlich zu sein (Bsp.: Abb. 4 auf S. 376 finde ich sehr kompliziert zu lesen, Abb. 6 und 7 auf S. 377 dagegen leichter auswertbar). Beim Erstellen der Bibliographie wurden leider einige Titel vergessen: Rund 25 zitierte Artikel oder Bücher finden sich darin nicht wieder.

Ilka Volkert

ANGELIKA DÖRFLER-DIERKEN: Die Verehrung der heiligen Anna in Spätmittelalter und früher Neuzeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1992. 387 S. (Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte, 50).

Dass die Mutter der Gottesmutter Maria erst seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert breite Verehrung gewann, ist allgemein bekannt, sind doch aus dieser Zeit zahlreiche Darstellungen der Matrone zusammen mit Tochter und Enkel als «Anna selbdritt» oder im Kreise ihrer angeblichen drei Ehemänner, drei Töchter und einer grossen Zahl von Enkeln als «heilige Sippe» erhalten. Bislang wenig oder kaum bekannt waren die religiösen Rahmenbedingungen eines solchen in kurzer Zeit aufblühenden Annakultes sowie dessen pädagogische Funktion, die sich vornehmlich aus den Annenlegenden ablesen lässt. Dörfler geht diesen Fragen in ihrer Heidelberger Dissertation unter Einbezug neuester Frömmigkeits- und sozialgeschichtlicher Forschungsansätze mit bewundernswertem Sachverstand und mit wissenschaftlicher Akribie nach. Ein «Verzeichnis des zwischen 1477 und 1530 gedruckten Annenschrifttums» umfasst gegen 150 Publikationen, das Quellen- und Literaturverzeichnis führt 78 Handschriften und Akten, 63 Inkunabeln und Postinkunabeln, 107 neuzeitliche Ausgaben und über 700 Titel zur Sekundärliteratur an. Bestechend formuliert, fasst sie aus dem breit herangezogenen Material das Wesentliche in der abschliessenden «Geschichtliche(n) Würdigung der Annaverehrung» (S. 253–264) zusammen und bringt es auf wenige Kernpunkte, etwa gleich zu Beginn: «Aus der Verehrung einer jungfräulichen Mutter, die gebar, ohne von einem Manne zu wissen, erwuchs die Verehrung einer natürlichen Mutter, Ehefrau mehrerer Männer, Ahnfrau eines grossen und bedeutenden Geschlechts: der Sippe des Heilands. Während die eine als Projektionsfläche für die vollkommene asketische Lebensweise diente, wurde die Beschreibung des Lebens der anderen zur Idealisierung des Familienlebens genutzt. Beide Frauen wurden für heilig gehalten. Die Verehrung Marias als Inbegriff des jungfräulichen Lebens entstand zur Zeit der alten Kirche; die Verehrung ihrer Mutter Anna, Inbegriff der fruchtbaren Patriarchin, war kurz vor 1500 voll ausgebildet. Ein schrofferer Gegensatz zwischen dem Heiligkeitsideal der «Alten» und der «Jungen» ist kaum denkbar.»

Der Annenkult trägt einerseits noch durchaus mittelalterliche Züge, insofern er in einer «geschlossenen Kirchlichkeit» altbekannte Praktiken aufnimmt. Er wird aber vornehmlich von Laien gepflegt, die ihn im Prozess ihrer Loslösung von der Klerikerkirche aufgreifen, deutlich erkennbar etwa im Aufkommen und in der Verbreitung der laikalen Annenbruderschaften und Annapatrozinien für einzelne Stände und Berufsgruppen. Im Gegensatz zu älterer Forschung kann Dörfler zeigen, dass die Heilige an keine bestimmte Berufsgruppe gebunden war, vielmehr als Patronin für alle Menschen galt. Andererseits lassen sich bereits neuzeitliche Frömmigkeitsformen erkennen. So soll der Gläubige an Annas vorbildlichen Taten lernen, sich in einer grossen Familie geschlechts- und altersrollenspezifisch zu verhalten. Die Annenlegende wirkt also sozialregulierend und sozialdisziplinierend. In den Annenmirakeln wird gezeigt, dass die Heilige stets den belohnt, der religiös etwas leistet, und sei es nur die tägliche Rezitation eines erworbenen Gebetszettels. Diese Vorstellung kam dem neuen Leistungsgedanken nahe. «Eine Leistung erbringt der, welcher Waren produziert oder sie mit Gewinn tauscht. Arbeit – Leistung – Gewinn, das waren die Werte, welche die Annenverehrer in den Mirakeln hochhielten» (S. 260). Propagandisten des Annakultes waren vornehmlich die christlichen Humanisten des Nordens, so Rudolf Agricola, Johannes Trithemius, Konrad Celtis, Jakob Wimpfeling. «Die geographische Verbreitung des Annenschrifttums entspricht der Verbreitung des Humanismus in Deutschland» (S. 168). Ein Kapitel,

das erstmals solchem humanistischen Annalob in lateinischer Sprache nachgeht (S. 165–202), zeigt, dass die vorreformatorische Verehrung Annas «nicht Folge wundersamer Phantasmen des «einfachen Volkes» war, sondern dass umgekehrt humanistisches Gedankengut in die Schichten der Halbgebildeten eindringen konnte» (S. 166f.).

Peter Ochsenbein

PAUL HUGGER (Hg.): Bündner Fotografen. Biografien und Werkbeispiele. Mit Beiträgen von Christoph Bättig u. a. Chur: Bündner Kunstmuseum Chur; Zürich: Offizin Zürich Verlag 1992. 190 S., Abb.

Das Buch über die Bündner Fotografen ist das Resultat intensiver «Feldarbeit» einer Arbeitsgruppe des Volkskundlichen Seminars der Universität Zürich unter der fachlichen Leitung des Herausgebers Paul Hugger. Es entstand im Rahmen der Ausstellung «Du grosses, stilles Leuchten» im Bündner Kunstmuseum Chur (Sommer 1992). Nicht dem schönen Bild, wie meistens sonst in Ausstellungen oder Bildbänden, gilt das Interesse, sondern den Beweg- und Hintergründen dazu, den «Machern». So zeigt denn auch ein gewichtiger Teil der Illustrationen den Alltag der Fotografen selbst. Die mit Akribie zusammengetragenen Biographien, die auch ganze Fotografendynastien erfassen, sind überaus wertvolle, vielfach noch aus erster Hand erfahrene Informationen. Gute und schnelle Orientierung im Buch gewährleistet der alphabetisch nach Ortschaften geordnete Inhalt und das Personenregister. Das Kleingedruckte am Ende jedes Beitrags enthält Angaben über die Informationsquellen und die Interviewsituation oder führt Bibliographien oder Filmographien an. Weiterführende Informationen sind im Anhang zu finden. Diese sonst eher selten zu findende Transparenz der Quellen ist für jeden Forscher unter den Lesern eine sehr zu begrüssende Erleichterung. Entsprechend der Interessenlage des Volkskundlers nehmen die Viten der einzelnen Fotografen viel Raum ein. Bewusst wurde deshalb auch die individuelle Ausdrucksweise der einzelnen Beiträge belassen.

Im Vorwort führt Paul Hugger acht sich aus den Biographien ergebende Konstanten an, die u. a. aufzeigen, wie eine fremde Kultur, zunächst durch die Kurgäste, dann durch die Touristen, in Graubünden einbricht, sich mit der einheimischen vermischt und ihren Niederschlag in der Bildkultur, hier der Fotografie, findet. Es wird deutlich, wie sich der neue Berufszweig des Fotografen unter oft schweren wirtschaftlichen und physischen Bedingungen, manchmal unter Einbezug der ganzen Familie, entwickelt und sich in teilweise harter Konkurrenz arrangiert.

Die gewählte Form der chronologischen Reihung zahlt sich in der Gesamtschau sehr aus: Nicht nur regionale Eigenheiten, sondern auch vielfältige Zusammenhänge werden sichtbar, die für Fachleute verschiedenster Forschungsrichtungen wie Volkskundler, (Foto-)Historiker, Soziologen u. a. von Interesse sein sollten. In den Monographien widerspiegelt sich zum Beispiel die Entwicklung des Tourismus und damit verbunden die Geschichte der Postkarte. So kurbelte der Übergang zum Wintersport das Metier an und sicherte mehr Fotografen ein Auskommen, was unter anderen die Fotografen-Familie Homberger zur saisonalen Anstellung von bis zu acht Strassenfotografen veranlasste. Wir erfahren, unter welchen schwierigen Bedingungen und unter welchen grossen Mühen die begehrten Postkarten verarbeitet und verkauft wurden oder wie sich die Geschäftslage allmählich änderte und sich für manchen Fotografen fatal auswirkte. So erzwang etwa der Wechsel zur Farbfotografie eine Erneuerung des Bildarchivs. Die Fotografin Lisa Gensetter erzählt, wie sich die Nachfrage zusehends auf Motive harmonischer Welt einengte.

Dem Leser ist es nach der interessanten Lektüre des Buches kein Rätsel mehr, weshalb sich in dieser abgelegenen Gegend eine hochstehende Fotokultur entwickeln konnte, da er nun um das Bedürfnis einer zahlungskräftigen, kultivierten Kurgesellschaft, aus deren Reihen auch zahlreiche Fotografen stammten, weiss. Die Hoffnung der fremden Fotografen, meist lungenkrank, den schlechten städtischen Lebensbedingungen entflohen und sich der Gesundung versprechenden Luft und dem Licht des Engadins anvertrauend, fand symbolischen Ausdruck in den gerne von mystischem Licht durchfluteten Aufnahmen unberührter Naturlandschaften.

Die Namen der meisten Bündner Fotopioniere sind längst verblasst. Sie wieder in Erinnerung zu bringen und der Geschichte der Fotografie zuzuführen, erachte ich als das wichtigste Verdienst der Autoren und Autorinnen und als einen Anfang einer systematischen Erfassung der regionalen Fotografenkulturen.

Das Buch, das gewiss grosse Verbreitung verdient, ist auch dem Laien als spannende Lektüre zu empfehlen. Als Nachschlagewerk gehört es in die Bibliothek von jedem an der Schweizer Fotografie ernsthaft Interessierten.

René Perret

JOHANNA ROLSHOVEN: Provencebild mit Lavendel. Die Kulturgeschichte eines Duftes in seiner Region. Diss. Marburg. Bremen: Ed. CON 1991. 365 S., Abb.

Ulrike Kammerhofer (Universität Salzburg) untersucht die inzwischen zu einem Synonym für Österreich avancierten Mozartkugeln; «Objekte als regionale und nationale Zeichen» waren 1991 in einer Ausstellung des Schweizerischen Museums für Volkskunde zu sehen: Die Identitätsfrage wird in der Volkskunde gegenwärtig durch die Erforschung der Symbolproduktionen bereichert. Nun thematisiert Johanna Rolshoven in ihrer Dissertation u. a. die Entstehung und Instrumentalisierung des Bildes einer Region, verstanden als Abbild «gesellschaftlicher Sichtweisen *auf sie* [die Region] und wirtschaftlicher Interessen *an ihr*» (S. 11). Am Beispiel der Provence und des Lavendels verfolgt die Autorin Auswahl und Aufstieg einer regionalen (und hier zunächst unbedeutenden) Erscheinung in ein nationales Repertoire. Sie deckt die Hintergründe auf, die schliesslich zur Aufnahme des Lavendels in die symbolische Kultur Frankreichs führen. Auch in der verkürzten Buchform eine lesenswerte Arbeit, die am konkreten Beispiel aktuelle Fragen nach stellvertretenden Objekten, nach Folklorisierungsprozessen erörtert und Aufmerksamkeit verdient.

Um das Werden von «Provencebild mit Lavendel» nachzuzeichnen, holt die Autorin zu diachronen Kapiteln über Geschichte, Ökonomie, Tourismus und Demographie aus. Nach einem kurzen Vorspiel durch die Statistiker sind es im 19. Jahrhundert die Regionalisten, vor allem die Bewegung der *Félibrige*, die das Bild der Provence als Stätte antiker Kultur, als Wiege der Zivilisation, Land der glühenden Sonne und der urtümlichen Provençalen inmitten paradiesischer Landschaft begründen. Augenfällig ist bereits, wie wenig sich das idyllische Arkadien elitärer Verklärung mit der wirtschaftlichen und sozialen Realität einer Provence verträgt, deren Gebirgsregionen vom Massenexodus in die Ballungszentren des Flachlands gekennzeichnet sind.

Die marginalisierte Region ist erst in valorisierter Form in eine bürgerliche Kultur integrierbar, wobei der Lavendel noch ganz im Hintergrund steht, ja kaum existiert. Das moderne Märchen vom Lavendel, der seit den (einmal mehr) «kulturimportierenden» Römern in ununterbrochener Kontinuität bis auf den heutigen Tag Verwendung finde, straft die Autorin Lügen. Weder ist Lavendel bis weit ins 19. Jahrhundert hinein gebräuchlicher als Rosmarin, Thymian oder andere wildwachsende Kräuter, noch ist von ihm in der Literatur vermehrt die Rede. Erst vor dem Hintergrund gewandelter Hygienevorstellungen und «im weitesten Sinne» einer veränderten Ästhetik wird der Anbau nach der Jahrhundertmitte intensiviert. Bei steigendem Absatz von Lavendelseifen und -parfums wird mehr wilder Lavendel gepflückt, werden seit 1900 mehr Lavendelfelder systematisch angelegt. Gleichzeitig sind erste Stimmen hörbar, die von den ästhetischen Reizen der Lavendelkulturen schwärmen und der Heimat dieser Kulturpflanze eine verheissungsvolle touristische Zukunft prophezeien. Erkleckliche Gewinne der Produzenten sind bereits Realität.

Vielleicht wäre noch zu erwähnen, wie sich das Interesse der Reiseführer seit den 1860er Jahren an die südöstliche Peripherie der Provence, an die Küstengebiete mit Schwerpunkt Nizza verlagert, um die vorher favorisierte Provence intérieure zu vernachlässigen – ein Prozess, der mit P. Joanne («Guide du voyageur en France», 1908) bereits abgeschlossen und ohne das neue Eisenbahnnetz nicht erklärbar ist. Mondänes Urlaubsgehabe fokalisiert sich fortan an der Côte d'Azur, während der beschauliche Aufenthalt in der Provence intérieure oder der Haute Provence mit den Konnotationen des im Entstehen begriffenen Lavendelbildes bestens harmoniert.

Im Rahmen zunehmender Verbreitung des Lavendels verweist die Autorin auch auf Geruchspräferenzen als Indikatoren gesellschaftlicher Prozesse: Mochten die leichten Pflanzendüfte anstelle schwerer Parfums zunächst eine Distanzierung des Bürgertums vom Adel des Ancien Régime signalisieren, ging mit diesem Ideal der Naturalisierung auch eine Disziplinierung des weiblichen Geschlechts einher (S. 82ff.). Weitere Betrachtungen über Düfte als Repräsentationsform (S. 103ff.) dürften auch im Fach als *Frische* wirken, während die heute in unseren Breitengraden als demodiert empfundene Lavendelnote aufzeigt, welchen Wandlungen gerade die sensitive Wahrnehmung unterworfen ist.

Was schliesslich an der Oberfläche als Ansichtskartensujet, Stickbild, Parfum und Seife, Lavendelhonig oder Umzugsthema fassbar wird, dekodiert Johanna Rolshoven nicht bloss als von bürgerlicher Ästhetik und Hygiene determinierte Wertvorstellung oder touristische Instrumentalisierung. Zunächst ist auf rein ökonomischer Ebene die indigene Wertschöpfung beim Lavendel trotz Ausschöpfung regionaler Ressourcen so wenig gewährleistet wie beim Tourismus, den Anlagen der E. D. F. (Électricité de France) oder den Truppenübungsplätzen. Im Kontrast zu den Abnehmerpreisen für die Produzenten stehen heute exorbitante Gewinne der Parfumlobby. Für die Lavendelbauern steht die reale wirtschaftliche Bedeutung in keinem Verhältnis zur emotionalen Bedeutung der Pflanze. Die zu Protestaktionen führende Malaise wird als Spitze des Eisbergs einer wirtschaftlichen und staatlichen Ausbeutung der Region entschlüsselt.

Die Autorin führt die grössten Stauseen des Landes an, ebenso Atomkraftwerke und Kernforschungszentren bei gleichzeitig ungenügender Energieversorgung der ländlichen Provence, weiter die Stationierung von atomar bestückten Mittelstreckenraketen. Nachdem die Historiker des 19. Jahrhunderts die Provence mittels mythengeschwängelter Kunstgriffe der Grande Nation einverleibten, erweisen ihr die Regionalisten bis auf den heutigen Tag ungewollt denselben Dienst. Dass in einer ohnehin schon von Zweitwohnungsbesitzern kolonisierten Landschaft angesichts eigener demographischer, politischer und wirtschaftlicher Defizienz nur Ohnmacht aufkommt, wird als unrühmliches Verdienst Kulturschaffender am internen Kolonialismus aufgezeigt. Selbst zeitgenössische Regionalisten vollzogen nicht den Sprung vom harmonisierenden Bild zum Protestpotential gegen die Fremdbestimmung. Hier geht es um mehr als Lavendelblüten (es könnte auch ein Kulturdenkmal, ein Brauch oder eine landschaftliche «Sensation» sein), die mit ihren Assoziationen zeichenhafter Bestandteil des Selbst- oder Fremdbildes einer Region werden, es geht um mehr als um die akademische Einbettung dieses Werdeganges in den Diskurs über Identitätsmanagement oder Regionalismus... Auf die Resultate der künftigen Beschäftigung von Volkskundlerinnen und Volkskundlern mit den «things as symbols», wozu auch Johanna Rolshoven einen wichtigen Beitrag geleistet hat, darf man gespannt sein.

Werner Bellwald

VERA DEISSNER: Menschen im biologischen Landbau. Erhebungen auf Bio-Höfen in der Pfalz. Mainz: Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz 1991. 131 S. (Mainzer kleine Schriften zur Volkskunde, 2).

In den letzten Jahren sind vereinzelt volkskundliche Arbeiten entstanden, die sich mit den Zusammenhängen zwischen Mensch und Umwelt oder ganz allgemein zwischen Kultur und Natur beschäftigen und sich die Erforschung der kulturellen Seiten ökologischer Gegebenheit zum Ziel gesetzt haben. Wenn hier thematisch wissenschaftliches Neuland betreten wird, zeigt sich jedoch, dass bei vielen volkskundlichen Kerngebieten lediglich ein anderer Blickwinkel gewählt werden muss, um diesen Aufgabenstellungen gerecht zu werden.

Auch die vorliegende Magisterarbeit ist mit der Wahl des bäuerlichen Milieus in einem traditionellen volkskundlichen Bereich geblieben, mit der Untersuchung der biobäuerlichen Kultur widmet sich die Autorin aber einem aktuellen und unerforschten Phänomen. Zu diesem Zweck hat sie Feldforschungen durchgeführt und 37 bäuerliche Betriebe mit biologisch-dynamischem bzw. organisch-biologischem Anbau mittels fokussierter Interviews untersucht, die sie als «Bio-Höfe» bezeichnet. Durch die Zitierung längerer Interviewpassagen baut sie das Datenmaterial in die Arbeit ein, wobei neben der Erhebungsmethode auch Informationen zur Analyse der empirischen Grundlagen interessiert hätten.

Nach Ausführungen über die Geschichte des biologischen Landbaus und der Vorstellung dreier relevanter Gründerpersönlichkeiten geht sie zunächst auf Besonderheiten dieser Formen der Landwirtschaft ein. Eine wichtige Stellung bei der Auswertung des empirischen Materials nimmt die Phase der Umstellung der Landwirte ein. Biographische Erlebnisse rücken bei den Fragen nach den Gründen für die Umstellung in den Vordergrund. Die Autorin misst dabei episodenhaften Erzählungen ihrer Gewährsleute, die diese als auslösende Momente für den Einstieg in die Biolandwirtschaft betrachten, besondere Bedeutung bei. Während es im Untersuchungsgebiet, der Pfalz, keine Tradition des biologischen Landbaus gibt, verhält es sich in der Schweiz ganz anders, wie die Vergleichsstudie von Rätus Fischer («Der andere Landbau», Zürich 1982) zeigt, wo alternative Landwirtschaft schon Tradition hat.

Die sozialen Probleme mit Nachbarn und Verwandten, denen sich die Bio-Bauern zum Teil sehr massiv ausgesetzt sehen, erinnern an bekannte Beispiele negativer Sanktionen gegenüber dem «anderen», die jedoch in der Arbeit leider nicht diskutiert werden. Das Selbstbild der Bio-Bauern fällt sehr positiv aus, und die Ablehnung in der Nachbarschaft versucht man durch enge Zusammenarbeit mit Gleichgesinnten zu kompensieren.

Alles in allem ein mutiger Versuch, der einen guten beschreibenden Einblick in die Gedankenwelt der Bio-Bauern gibt und zu weiterführenden Interpretationen anregt.

Adelheid Schrutka-Rechtenstamm

PETER KERN: Heiliggräber im Bistum St. Gallen. Eine Dokumentation. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 1993. 152 S., 34 Abb. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 75).

Volksreligion, Leutereligion, Laienfrömmigkeit, *popular religion* etc. sind nach dem Abklingen der Begeisterung für die liturgischen Reformen im Vollzug des II. Vatikanischen Konzils Schlagwörter, denen sich zunehmend auch wieder Theologen und offizielle kirchliche Institutionen zuwenden, nachdem sie über Jahrzehnte hinweg im wesentlichen Arbeitsfeldern von Volkskundlern gewesen waren. Auf diesen Tatbestand mag es zurückzuführen sein, dass mit dem zu besprechenden Werk eine Untersuchung vorliegt, welche ihr Entstehen dem gezielten Auftrag durch die Kommission für kirchliche Kunst und Kultur des Kantons St. Gallen verdankt.

Was der mit der Dokumentation beauftragte Autor nun vorlegt, ist wesentlich mehr, als der Titel ahnen lässt: nämlich nicht nur eine exakte Beschreibung der noch heute vorfindbaren «Heiliggräber» (Gräber Christi) oder deren Resten im genannten Kanton aufgrund von Augenscheinnahme sowie literarischen und archivalischen Studien, sondern vielmehr eine übersichtliche und gewissenhaft erstellte Abhandlung über das Thema der Heiliggräber insgesamt, zeitlich zurückreichend bis ins 5. Jahrhundert und räumlich ausgreifend über den gesamten deutschen Sprachraum. Es wird deutlich gemacht, wie die Gepflogenheit – ausgelöst durch Heiliglandbesuche und Kreuzzüge –, Architekturkopien von Grabkirche oder Grabkammer in Jerusalem irgendwo im westlichen Abendland erstehen zu lassen, während des Hohen Mittelalters in zahllosen Kirchen die Idee reifen liess, kleinere Anlagen in Form von Nischen oder Truhen für den Leichnam Christi einzurichten. Besonders belebt wurde diese neue ikonographische Idee durch die Liturgie der Karwoche, welche seit dem 8. Jahrhundert stark dramatische Züge besass und etwa für die *adoratio*, *depositio* und *elevatio crucis* geradezu nach baulicher Berücksichtigung im Kirchenraum verlangte. So wurden nahezu allenthalben in den Kloster- und Pfarrkirchen sog. Depositionsgräber vorgesehen, in welchen man das Kreuz oder eine gemalte oder plastische Figur des toten Christus oft zusammen mit den konsekrierten Hostien ablegen konnte, wenn am Gründonnerstag/Karfreitag die Altäre abgeräumt wurden, um die Grabesruhe Christi zu veranschaulichen.

In der Schweiz haben sich – wie in anderen von der Reformation betroffenen Ländern auch – nur noch wenige Requisiten aus dieser Zeit erhalten. Doch erfolgte eine Neubelebung des liturgisch-paraliturgischen Brauches vor allem durch den Jesuitenorden seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert und bescherte nun vielen Kirchen ausgefeilte und aufwendige Kulissenbauten mit einer teilweise den gesamten Chorraum oder zumindest ein Seitenschiff füllenden Bühnenanlagen. Sie enthalten nun durchweg mindestens zwei Bestandteile: neben der eigentlichen Grabkammer oder -nische noch einen Kasten/Behältnis/Tabernakel für die Ausstellung des Kelches mit den konsekrierten Hostien. Man spricht darum im Unterschied zu den mittelalterlichen Depositionsgräbern nun von Expositionsgräbern. Besonders diese Aufsatztabernakel waren nicht selten Zentrum aufwendiger Kerzen- und Lichttheatralik oder Mittelpunkt mechanisch bewegter Engelreigen. P. Kern zeigt etwa die eindrucksvollen Beispiele von Rapperswil und Appenzell auch mit Bildbelegen.

Bevor nach alphabetischer Ordnung die Dokumentation der noch greifbaren Heiliggräber im Kanton St. Gallen erfolgt, gibt der Autor aufgrund von literarischen und archivalischen Nachrichten einen Überblick über die historische Entwicklung in diesem Teil der Schweiz. Dabei bezieht er dankenswerterweise auch eine instruktive Beschreibung des gesamten Karwochenbrauchtums mit ein, so dass das Umfeld dieser von der Amtskirche geförderten sensitiven Frömmigkeit sichtbar wird, bevor dann die Liturgiereform in der Mitte unseres Jahrhunderts andere Rahmenbedingungen schafft und die Requisiten der Heiliggräber auf den Kirchenböden oder auch endgültig verschwinden lässt. Im letzten Jahrzehnt sind dann allerdings auch im Kanton St. Gallen Neubelebungen erfolgt (ähnlich in Tirol).

Wegen seiner formalen Klassifizierung und wegen seines umfassenden Blickwinkels kann diese Darstellung Interesse und Gültigkeit weit über den Kanton St. Gallen hinaus beanspruchen.

Walter Hartinger

WERNER BÄTZING: Die Alpen. Entstehung und Gefährdung einer europäischen Kulturlandschaft. München: C. H. Beck 1991. 287 S., 42 Abb., 21 Karten.

«Die Alpen – Naturbelastung und Umweltzerstörung» war seit 1984 in vier Auflagen erschienen und auch ins Italienische übersetzt worden. Nun legt der Berner Geograph Werner Bätzing mit dem ange-

zeigten Titel eine völlige Neubearbeitung seines Werkes vor. Dem dank häufiger Medienpräsenz weitbekanntem Verfechter für die Sache der Alpen ist der Erfolg zu gönnen. Nicht die bloße Aktualität des Themas, sondern die verständliche Vermittlung komplexer Zusammenhänge und das jahrelange Engagement haben Bätzing zu einem internationalen Alpenspezialisten gemacht.

Die vorliegende Publikation zeigt, wie die Alpen im Verlauf der Jahrhunderte zur Kulturlandschaft geworden und dank nachhaltigem Wirtschaften eine solche geblieben sind – bis, so Bätzing, Verkehr, Industrie und Tourismus das ökologische und kulturelle Gleichgewicht kippen liessen. Die Darstellung der akuten Probleme endet mit einem Votum für die «Alpen-Konvention», die quasi als internationale Alpenlobby eine Lösung auf dem politischen Parkett anstrebt. Dem vielfältigen Inhalt dieses Buches und einer Vielzahl zu diskutierender Punkte ist an dieser Stelle kaum gerecht zu werden.

Das erste Kapitel ist zunächst der Natur des Alpenraumes gewidmet: Die geologischen, geomorphologischen und klimatischen Gegebenheiten, ihr Einfluss auf die Vegetation und die Nutzung durch den Menschen sind anschaulich behandelt und bieten auch KulturwissenschaftlerInnen wissenswerte Details – wer sich etwa mit Siedlungsarchäologie (z.B. alpine Wüstungen) auseinandersetzt, wird die Ausführungen zur Solifluktion mit doppelter Aufmerksamkeit lesen. Gewinnung landwirtschaftlicher Nutzflächen, Holzwirtschaft und Suche nach Bodenschätzen führten seit dem Hochmittelalter zu einer anthropogen bestimmten Landschaft, die trotz (oder gerade wegen!) massiver Eingriffe eine Bereicherung der Artenvielfalt, erhöhten Schutz vor sprunghaften Naturprozessen (Katastrophen) und ein dauerhaftes Wirtschaften ermöglichte. Damit hat Bätzing von der Natur zur Kultur gewechselt und thematisiert nun die vielfältige Entwicklung der Landwirtschaft im Alpenraum seit dem Spätmittelalter bis hin zu Heimarbeit und Nebenerwerbslandwirtschaft. Damalige Spezialisierung als Marktanpassung oder das Beharren bäuerlicher Kreise beinhalten in nuce die Problematik, auf die Bätzing im folgenden Kapitel zu reden kommt: die alpine Krise.

Die Zusammenfassung zur strukturellen Entwicklung für jedes der sieben Alpenländer erlaubt, die «nationalen» Entwicklungen nachzuvollziehen. Doch bleibt Bätzing erfreulicherweise nicht bei den ökonomischen und politischen Gründen stehen, die zum «Zusammenbruch der traditionellen alpinen Welt» führten und führen. Die Stellung und Doppelbelastung der Frauen, die Arbeitszeiten der Männer (Doppelberuf), fehlende Sozialleistungen und mangelnde Bildungsmöglichkeiten zeichnen als kulturelle Faktoren für die Abwanderung verantwortlich. Drei wichtige Wirtschaftszweige steuern dagegen an: Tourismus, Industrie und Transit(verkehr). Ihre negativen Seiten und die Problematik der aktuellen Tertiarisierung werden Thema des dritten Kapitels sein.

Die Darstellungen zu Landwirtschaft und Bergwald, Industrie und Fremdenverkehr, Elektrizitätswirtschaft und Mobilität, Umweltzerstörung und Identität reichen vom Blick auf die jeweilige historische Entwicklung bis hin zu heutigen Problemstellungen. Dabei sucht Bätzing nicht nach Prügelknaben und Umweltsündern, sondern nach praktikablen Lösungen. Das Panorama ökologischer, ökonomischer und kultureller Probleme des Alpenraumes ist nicht von Verboten, sondern von Verbesserungsvorschlägen begleitet. So wird etwa der volkswirtschaftlichen Bedeutung der Industrieanlagen aus der Zeit zwischen 1880 und 1914 Rechnung getragen und von der Sanierung, nicht der Schliessung, dieser Betriebe gesprochen. Als Alternative kommen z.B. Telearbeitsplätze zur Sprache.

Auch in diesem Kapitel dürften einige Passagen zu Diskussionen Anlass geben. So spricht Bätzing etwa vom kulturellen Konflikt zwischen Tradition und Moderne und einer täglichen Verdrängungsarbeit, die von den Betroffenen sehr viel Energie erfordere und «durch Betäubungsmittel unterstützt werden» müsse (S. 203, vgl. auch S. 160). Selbst wenn wir die Schwierigkeit einer konzisen Gesamtchau und die Weitläufigkeit der komplexen Themen als mildernde Gründe berücksichtigen, gelangt man doch zum Urteil, solche Sätze wären besser nie geschrieben worden! Bleiben wir auf dieser Seite: Bätzing führt die rücksichtslosen Neubauten auf Geschichtslosigkeit zurück – keine falsche, doch eine plakative, monokausale Erklärung. Mir sind Fälle bekannt, in denen ausgerechnet engagierte Lokalforscher und Heimatfreunde die ersten mehrstöckigen Betonsilos in ein Bergdorf pflanzten oder ihr jahrhundertealtes Elternhaus durch «Modernisierungen» entstellten. Massgebend wirkte hier weniger die Traditionslosigkeit als gerade eine Tradition selbst: nämlich das Prestigeverhalten in dörflichen «Gemeinschaften». Ferner macht es den Eindruck, dass die Überlegungen zur kulturellen Identität teils auf einem Dichotomiemodell Bejahung – Beharrung basieren, wie es etwa Richard Weiss vertreten hat. Diese Bemerkungen liessen sich fortführen, sollen die Verdienste Bätzings aber nicht schmälern. Wer auf knappem Raum eine derart breitgefächerte Studie zustandebringt, wird solchen Vereinfachungen nie entgegen können. Und «das Alpine», das sich gemeinerweise durch seine Nichtexistenz auszeichnet, hält zu jeder verallgemeinernden Aussage gleich zwei Gegenbeispiele bereit. Auch Bätzing war sich dieser Gratwanderung bewusst (S. 197). Der Autor wäre vielleicht besser beraten gewesen, wenn er

in kulturellen Fragen statt effekthaschender Volkstümeleien¹ die Aufsätze desjenigen Mannes beherzigt hätte, die er inzwischen mitherausgegeben hat².

Anstelle einer rein technischen Lösung (die laut Bätzing zu kurz greife, da sie die fundamentale Mensch-Umwelt-Beziehung nicht thematisiere) wird im vierten Kapitel eine utopische Lösung mit realpolitischen Reparaturmassnahmen vorgestellt. Es gehe darum, die ökologische und kulturelle Reproduktion zu garantieren sowie die unaufhaltsame Tertiarisierung den spezifisch alpinen Bedürfnissen anzupassen. Eine flächendeckende, umweltverträgliche Landwirtschaft und touristische Erschliessung sollten an die Stelle der heutigen Polarisierung mit gravierend übernutzten und stark unternutzten Gebieten treten. Der Mittelweg zwischen Modernismus und Nostalgie sucht die positiven Momente beider Extreme für eine sanfte Entwicklung fruchtbar zu machen. Und: Die Alpen sind ein Modell für ein besseres Europa. Mit der Alpen-Konvention könnte erstmals eine gesamtalpine politische Basis für diese Ziele entstehen. Die Ausführungen enthalten konkrete Vorschläge zu den im dritten Kapitel genannten Wirtschaftszweigen, aber nebst vielen Konjunktiven auch das Eingeständnis Bätzings, dass es der Alpen-Konvention bislang an einer institutionellen Abstützung fehlt.

Für die Sozial- und GeisteswissenschaftlerInnen bleiben viele Details zu diskutieren. Grundsätzlich zeigt Bätzings Werk aber, wie interdisziplinäres Denken und erfolgreiche Öffentlichkeitsarbeit die Engnis der Fachbereiche sprengen und wie die Entrückten des Elfenbeinturms auf den Boden der Realität zurückfinden können. Den vernetzten Aussagen und Bemühungen um weitreichende Zusammenhänge stehen gleichzeitig detaillierte Informationen zur Seite. Einzelheiten wird man zugunsten der gelungenen Übersicht gern verkraften. Positiv zu erwähnen sind auch die ansprechende Gestaltung und das Bildmaterial. Der wissenschaftliche Apparat und eine Erklärung der Fachausdrücke erschliessen das Buch den heterogenen Kreisen, die es gleichzeitig erreichen will.

Manche werden Bätzings Ausführungen als Schwarzmalerei verdrängen. Bei der Lektüre des Unterkapitels «Zunahme von Naturkatastrophen?» erfährt der Rezensent von der Unwetterkatastrophe in Brig. Die Altstadt ist von meterhohem Schutt eines Murganges verwüstet. Das Unglück richtet Schäden in Millionenhöhe an und fordert Menschenleben. Manche werden sich (noch) täuschen...

Werner Bellwald

¹ Hans Haid: Mythos und Kult in den Alpen. Kultstätten und Bergheiligtümer im Alpenraum. Rosenheim 1990. Was aus fachlicher Sicht davon zu halten ist, hat z. B. Siegfried Becker jüngst angedeutet (ZfV 1993/II, 326 f.)

² Arnold Niederer: Alpine Alltagskultur zwischen Beharrung und Wandel. Ausgewählte Arbeiten aus den Jahren 1956 bis 1991. Hg. v. Klaus Anderegg u. Werner Bätzing. Bern 1993.

ARNOLD NIEDERER: Alpine Alltagskultur zwischen Beharrung und Wandel. Ausgewählte Arbeiten aus den Jahren 1956 bis 1991. Hg. von Klaus Anderegg und Werner Bätzing. Bern: Haupt 1993. 518 S., 74 Taf.

Bei jeder Neuerscheinung stelle sich angesichts eines überfüllten Bücherregals die unerbittliche Platzfrage, sinnierte anlässlich der Buchvernissage am 14. Januar 1993 im Briger Stockalperpalast einer der Festredner. Die Antwort schicke ich voraus: «Alpine Alltagskultur zwischen Beharrung und Wandel» von Arnold Niederer gehört aus verschiedenen Gründen in die Bibliothek des wissenschaftlichen wie des interessierten Publikums.

Zunächst wird man den praktischen Nutzen dieser Edition schätzen. Sie enthält 20 Arbeiten aus einem Zeitraum von 35 Jahren, beginnend mit der seit langem selbst in zweiter Auflage vergriffenen Dissertation über das «Gemeinwerk im Wallis» (1956/1965), endend mit dem 1991 erschienenen Aufsatz «Materieller Reichtum – soziale Verarmung». Die Arbeit über das Gemeinwerk vorstellen zu wollen, wäre wohl Wasser in die Rhone tragen. Auf den zweiten Schwerpunkt des Buches sei aber kurz hingewiesen: In deutscher Übersetzung bisher nicht verfügbar und im hierzulande wenig beachteten Werk «Histoire et Civilisations des Alpes» verborgen geblieben ist der Aufsatz Niederers über «Traditionelle Wirtschafts- und Kulturformen in den Alpen». Der Titel verrät die schwierige Aufgabe einer Gesamtschau auf verhältnismässig knappem Raum und unter Einbezug der historischen Dimension. Kapitel wie z. B. jene über Wirtschaftsformen und Wohnkultur, Auswanderung und mündliches Tradieren enthalten detaillierte Nachrichten aus verschiedenen Teilen der Alpen und summieren sich zu einem

Überblick materieller und immaterieller Kultur im Alpenraum, der in seiner Anschaulichkeit besticht. Die Darstellung einer vergangenen Welt, wie sie mit Ausnahme einiger touristischer und städtischer Zentren im Alpenraum bis in die Zwischenkriegszeit hinein lebendig war, ist frei von Romantisierung und der ihr in vielerlei Gestalt entspringenden -tümeleien. Mehr noch: Niederer räumt mit solchen Tagträumereien, so etwa in den Zeilen über die «Volkskunst» und gleich anschliessend über die «Ideologie des Alpinen», kurz und kritisch auf, ohne dem Publikum dabei Spannung und Lesegenuss zu versagen.

Die Alpen spielen sicher eine favorisierte, vielleicht die wichtigste Rolle in Arnold Niederers Biographie und akademischem Werk. Doch betreibt der vielseitig Forschende sein Schwerpunktthema nicht mit Ausschliesslichkeit: Zahlreiche Arbeiten über den Mittelmeerraum (in erster Linie Sardinien und Portugal), die Fremdarbeiterproblematik (vor allem am Beispiel der in die Schweiz immigrierten Südländer), weiter die Beiträge zu aktuellem Fachgeschehen, Kartographie oder nonverbaler Kommunikation verdienen gleichermaßen Beachtung. Bei der hier getroffenen Auswahl der kürzeren oder längeren Aufsätze zum Alpinen wäre im Einzelfall eine andere Gewichtung denkbar gewesen, doch erlaubt die bibliographische Zusammenstellung der Veröffentlichungen Arnold Niederers der Leserschaft das rasche Auffinden der weiteren Titel. Ebenso dankbar ist man für die editorischen Anmerkungen (besonders weil einige Originaltitel abgeändert wurden) und das Register am Ende des Werkes, welches sich Frau und Herr Niederer selbst zu erstellen bereit erklärt haben.

Als Herausgeber des Werkes zeichnet mit Klaus Anderegg, einem der zurzeit bekanntesten Walliser Fachvolkskundler, und Werner Bätzing, dem dank seines Engagements für die Alpen ebenso vielgenannten Geographen, ein kompetentes Team verantwortlich. Trotzdem seien zwei Fragen erlaubt. Die erste betrifft das Bildmaterial: historische, nahezu pittoreske Aufnahmen, die erstens den von Niederer thematisierten Umbruch nur selten abbilden und zweitens kaum dazu geeignet sind, die in der Einleitung für die Verkennung volkskundlicher Forschung genannten Vorteile abzubauen. Man verstehe mich richtig: Die Qualität der Aufnahmen besteht selbst vor Kriterien der Fachfotografie und korrespondiert mit der Güte der kommentierenden Texte. Auch machen die Herausgeber zurecht darauf aufmerksam, dass ein Aufsuchen und Aufarbeiten unbekannter Fotosammlungen aus der Nachkriegszeit (und davon gibt es hervorragende!) zu arbeitsintensiv gewesen wäre. So erscheinen meines Erachtens Outfit und Intention dieser Neuerscheinung nicht ganz kompatibel.

Die zweite Frage umkreist diese Intention Bätzings. Hie und da fragt man sich, ob die in der gegenwärtigen Diskussion (Alpeninitiative, Pro Vita Alpina usw.) engagierten Kreise, die nun quasi volkskundlich sensibilisiert werden sollen, in ihren diffusen Vorstellungen von schützenswerter Volkskultur u. a. m. nicht empfindlichen Irrtümern aufsitzen. Präzise dieser Idealisierung huldigt Niederer bis heute nicht, sondern hat in kenntnisreicher Beschreibung und Analyse die alpine Realität vor, während und nach dem tiefgreifenden Umbruch erfasst und uns wiederholt zu Einsichten verholfen. Darin liegt unmissverständlich sein Verdienst. Nur fragt sich, ob in der heutigen Zeit mit einem 500seitigen Werk der formal richtige Weg zur ebenso wünschenswerten wie raschen Verbreitung zentraler Erkenntnisse beschritten wird. Die Frage des Bücherregals stellt sich auf mehreren Ebenen. Jedenfalls ist der Summa von Arnold Niederers alpinem Schaffen breite Beachtung zu wünschen, vor allem ein lese- und diskussionsfreudiges Publikum, das aus den Texten von ungebrochener Aktualität grossen Nutzen ziehen könnte.

Werner Bellwald

(Ebenfalls erschienen in: Labrec-Info. Bulletin du Laboratoire de recherche en ethnologie régionale et contemporaine. Sion 3:1993).

GESTALTUNGSSPIELRÄUME. Frauen in Museum und Kulturforschung. 4. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Hg.: Bettina Heinrich... (u. a.). Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1992. 336 S., Abb. (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 10).

Wie spannend und gleichzeitig befreiend eine Frauentagung sein kann, davon vermag ein Tagungsband nichts zu vermitteln. Es gehört zur Atmosphäre, dass Arbeiten von Anfängerinnen (meist Kurzfassungen laufender oder eben abgeschlossener Qualifikationsarbeiten) ebenso eifrig diskutiert und in den Kontext einbezogen werden wie diejenigen der Routinierteren, die sich denn auch genauer ans vorgege-

bene Thema halten. Es ist Teil des Programms, formale Hierarchien zu vernachlässigen und neuen Ideen und spielerischen Erprobungen Raum zu geben. Konformität ist nicht erwünscht, Profilierung auch nicht. Gedruckt mag deshalb der Eindruck einer gewissen Heterogenität vorherrschen. Manches erscheint da zwar mit imponierender theoretischer Draperie, aber recht partikularem Inhalt, manches lässt sich nur mit Mühe oder gar nicht dem inhaltlichen Rahmen einfügen. Das ist die Crux auch anderer Tagungen, allerdings meist aus anderen Gründen.

Der Band enthält zwei Schwerpunkte. Der erste: Spielräume und Einschränkungen, die Kulturwissenschaftlerinnen in der Forschung und im Museum finden (wobei die Soziologin *Edit E. Kirsch-Auwärter* auf die Möglichkeit hinweist, aus der Verweigerung von autonomen Räumen positiv-produktive Zwischenkulturen und eigene Stile zu entwickeln, das Grenzgängerin-Sein zur Stärke zu machen). Defizite und Desiderate, z. B. die Frage einer weiblichen Ästhetik, nennt *Christel Köhle-Hezinger* im Eröffnungsreferat. Die generationenlange Verhinderung eines frauenspezifischen Diskurses in der ehemaligen DDR zeichnet *Marina Moritz* nach (leider ohne an irgendeiner Stelle eine persönliche Reflexion des Abgehandelten erkennen zu lassen). Ideenreich und ebenso klug wie poetisch ist *Elisabeth Bütferings* Beitrag, in dem, unter Verweis auf Frauen-Stadtrundgänge u. ä., über die Möglichkeiten nachgedacht wird, Städte zu Museen, d. h. zu geschichtlichen Selbsterfahrungsräumen für Frauen zu machen. Die zu diesem Schwerpunkt geführte Podiumsdiskussion, die auch die neuen Probleme nicht verschwiegen (z. B. das der Konkurrenz unter Frauen), konnte nicht dokumentiert werden.

Dafür berichtet *Claudine Pachnicke* über die Gesprächsrunde, die den zweiten Teil beschloss, der der Präsenz der Frauen, ihren Präsentationen und Repräsentationen im öffentlichen Bereich und im Museum gewidmet war. Verglichen mit der Themenvielfalt der Referate war dieses Gespräch um ein spezifisches Problem zentriert: der Verbindung von Form und Inhalt in musealen Präsentationen, verstanden nicht als (dilettantische) Bastelei, sondern als professionelle Vernetzung. Das mögliche Neue daran nannte *Sigrid M. Philipps* schon in der Einleitung des Bandes: die ins Abseits gedriftete (männliche) Erlebnis-Museologie aufzubrechen zugunsten einer wieder der Aufklärung verpflichteten präzisen Vermittlung von Objekten als Zeugen. Originell der Versuch, den *Dorothee Dennert* dazu aus dem Landesmuseum Koblenz vorstellt. Weitere Beiträge, die diesen genaueren Blick auf Dinge und Bilder demonstrieren, sind etwa *Susanne Regeners* Aufsatz über Fotodokumentationen von Frauen bei Polizei und Psychiatrie, *Ute Bechdoffs* subtile Analyse der Widersprüchlichkeiten im nationalsozialistischen Unterhaltungsfilm, die auf weibliche Lebensräume konzentrierten Hausuntersuchungen von *Sigrid M. Philipps* und *Sabine Rumpel* für ein Freilichtmuseum. Aufschlussreich ist *Sabine Kienitz*' Fallstudie über eine Vagantin (in Präzision und Dichte einen deutlichen Schritt über der Autorin Magisterarbeit hinausgehend), zu schärferem Sehen anleitend *Gudrun M. Königs* Analyse der sich verändernden Bewegungsräume bürgerlicher Frauen um 1800. Die geschlechtsspezifischen Strategien im Kleidungsverhalten, die auf die Forderungen der Moderne antworten – Mobilität und Geschwindigkeit, also wechselnde Mode auf der weiblichen, die Maske der steten Unauffälligkeit auf der männlichen Seite – analysiert souverän *Karen Ellwanger* auf dem Hintergrund (männlicher) Modetheorien und -ideologien. Die Rezensentin gesteht, dass sich das Korreferat dazu, von der Designerin *Ingrid Heimann*, ihrer Beurteilung entzieht; die volkskundliche Ergiebigkeit der vorgeschlagenen komplizierten analytischen Prozeduren scheint ihr gering und von relativ allgemeiner Natur – gerade das Thema der Beweglichkeit leidet aber vermutlich unter der statischen Präsentation im Druck, wäre adäquater im mündlichen Vortrag zu explizieren.

Weitere Beiträge, die hier nur summarisch genannt werden können, gelten der geschlechtsspezifischen Aneignung von Technik, von Räumen und Dingen, der lebensgeschichtlichen Stellung des Hochzeitskleids, dem Schminken, der Werbung, den modischen Zitaten. Alle zeugen sie (trotz störenden Druckfehlern) von sorgfältiger Arbeit und von viel Engagement und einer Frische des Denkens, von der frau sich wünscht, dass sie allen Autorinnen trotz Einschränkungen und Widrigkeiten erhalten bleibe.

Christine Burckhardt-Seebass

HUBERTUS HILLER: Untertanen und obrigkeitliche Jagd. Zu einem konfliktträchtigen Verhältnis in Schleswig-Holstein zwischen 1600 und 1848. Neumünster: Karl Wachholtz 1992. 122 S. (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 27).

Hubertus Hiller bürgt mit seinem Namen für die sachkundige historische Annäherung an einen Forschungsgegenstand, für den sich bislang im deutschsprachigen Raum kein volkskundliches Herz so recht erwärmen konnte. Ob es die pazifizierende und tierschützende bürgerliche Moral ist, die am einen

Ort genauso vehement aufbegehrt wie sie am anderen verstummt, oder die forschungsgegenständlichen Vorbehalte gegenüber einer Praxis, die immer noch vorwiegend von den oberen Schichten getragen wird und dadurch keine Kunde vom «Volk» gibt – mit Bestimmtheit lässt sich kaum behaupten, warum die Jagd, das Jagen, der Jäger und die Jägerin ebensowenig wie Forst-, Hege- und Waldwelten in unserem Fach nicht so recht vorkommen wollen. Sind emotionale Widerstände gegenüber gegenwärtiger Jagdpraxis der Grund, dann befinden sich die Jagdkritiker in bester Gesellschaft: mit Martin Luther oder auch Friedrich II. von Preussen (S. 27)... Die französischen Kollegen und Kolleginnen tun sich da weniger schwer, solch identitätsschwangeres Sportsvergnügen auch in der Gegenwart mit sozialwissenschaftlichen Fragestellungen zu belangen und die im Hinblick auf die Konsolidierung sozialer Gruppen- und Geschlechterverhältnisse äusserst aufschlussreichen Traditionen des Wilderns und des Jagens und des Umgangs mit Walddraum zu erhellen.¹

Hillers zu Recht publizierte Magisterarbeit nimmt sich, wie im Untertitel präzisiert, des Zeitraumes zwischen 1600 und 1848 an, zwischen dem Beginn der Instaurierung des herrschaftlichen Jagdregals und seiner Abschaffung in der Folge der Märzunruhen, im heutigen Gebiet von Schleswig-Holstein. Quellengrundlage sind Verordnungen, Gerichtsprotokolle, Gesuche etc. Im Hinblick auf die Fragestellung der Auswirkungen dieses ständischen Privilegs aufs Volksleben ist die Studie stringent aufgebaut und untergliedert. Eine überblicksartige Skizze gibt zunächst Aufschluss über Verordnungen und Bestimmungen, an der sich diese Entwicklungen ablesen lassen. Gründe, gesellschaftliche und ökonomische Hintergründe, werden angeführt, die in recht gross ausholendem Bogen in gewisser Weise einen Übergang vom Jagdrecht der Untertanen zur Jagdpflicht zu Diensten ihrer Obrigkeit markieren.

In einem weiteren Teil werden die Belastungen veranschaulicht, die die obrigkeitlichen Jagdrechte für die bäuerlichen Untertanen mit sich brachten, wie etwa Natural- und Sachabgaben, Hand- und Spanndienste sowie die Schädigungen, die eingeschränkte Waldnutzung und Wildfrass mit sich brachten. Das sich aus diesem Nachteil erschliessende (von Hiller so vermutete) Potential an Unmut äusserte sich in anschliessend angeführten Verstössen gegen die obrigkeitlichen Rechtsnormen wie die Verweigerung von Treiber- und sonstigen Jagddiensten, beziehungsweise an Praktiken wie der Wilderei, die sich (neben zweifelsohne gegebener ökonomischer Notwendigkeit) auch im Sinne unterschiedlicher Rechtsauffassungen interpretieren lassen. Die Darstellung der Konfliktlagen der Forstbediensteten als einer Profession «zwischen den Stühlen», die ursprünglich aus der Bauernschaft stammte, gegen deren Zuwiderhandlungen sie nun im Dienst der Obrigkeit mobilisiert wurde, rundet schliesslich das wichtige Kapitel regionalhistorischer Jagdforschung ab, das der Autor präsentiert. Als eigentlicher Berufsstand begann sich der Forst- und Jagdaufseher (*Holzvögte* und *Hegereiter*; erst nach 1848 wurden sie zu *Förstern*) vor allem im 18. Jahrhundert herauszubilden im Zeichen verstärkter Interessenwahrung an der wirtschaftlichen Waldnutzung.

In Hillers Themenbehandlung bleiben übergreifende Entwicklungen nicht unberücksichtigt, ohne die sowohl die Geschichte des ständischen (privaten) als auch des staatlichen Jagdwesens nicht denkbar wären, wie etwa die Erkennung der ökonomischen Bedeutung der Waldnutzung, die zu einer «Trennung» von Jagd- und Forstwesen führen musste, oder die Entfaltung der Landwirtschaft seit dem 16. Jahrhundert, die den Sachverhalt des Wildschadens erst erkennbar werden liess. Am Ende kann nur – in Anknüpfung an Hillers beschliessend formuliertes Ansinnen – die Empfehlung stehen, sich des Themas in die Jetztzeit verlängernd weiter anzunehmen. Eine alltagsweltliche Einbettung des Jagdfiebers wie des Forstwesens, die ja den Einzelereignissen erst ihre Färbung verleiht, könnte in volkskundlicher Nahperspektive betrachtet zur Aufklärung einiger bislang nicht erkannter Dimensionen des Jagens führen; dazu gehörte das Präzisieren und somit Historisch-nachvollziehbar-Machen des je geschlagenen allzu grossen Zeitbogens. Die Würze der symbolischen, also gesellschaftsstrategisch wirksamen Dimension, die sich erst auf die Gegenwart bezogen und in überschaubarer historischer Perspektive zureichend und in kritischer Manier erschliessen lässt, dürfte dabei nicht ausser acht gelassen werden.

Johanna Rolshoven

¹ Um nur einige Beispiele aus unterschiedlichen Regionen zu nennen: Sergio Dalla Bernardina: L'invention du chasseur écologiste: Un exemple italien. In: Terrain 13/1989, 130–139; Christian Bromberger: Deux miroirs de l'identité régionale: l'eau et la chasse. In: ders. et al. (Hg.): Provence. Paris 1989, 123–139; Bertrand Hell: Entre chien et loup. Faits et dits de chasse dans la France de l'Est. Paris 1985.

STEFAN BAUMEIER/KURT DRÖGE (Hg.): Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 4. Detmold: Westfälisches Freilichtmuseum Detmold 1991. 173 S., Abb. (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde. Beiträge, 4).

In bekannt solider Aufmachung und mit reicher Bebilderung präsentiert das Westfälische Freilichtmuseum Detmold Band 4 der «Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung» mit sechs Aufsätzen, vier kleineren Beiträgen und elf Kurzberichten. Der mit Abstand umfangreichste Aufsatz ist der über «Die Landbäcker. Zur gewerblichen Bäckerei in Lippe und den Altkreisen Höxter und Warburg vom 18. bis zum beginnenden 20. Jahrhundert» von *Frank Schlichting*, in dem er die schwierigen Verhältnisse der ländlich-gewerblichen Bäckerei und (1) die Situation im 18. Jahrhundert, (2) das platte Land als aufkommenden Markt für Backwaren ab 1800, (3) den Wettbewerb der Bäcker und dessen obrigkeitliche Steuerung, (4) Anzahl und Verteilung der gewerblichen Bäcker (wobei man nach dem Studium der Tab. I vergeblich nach weiteren Tabellen sucht), (5) die Art der gewerblich hergestellten Backwaren sowie (6) Backöfen, Geräte und Backrichtungen darstellt. Besonderes Interesse, neben vielen abgebildeten Gerätschaften, erregen sowohl ein primitiv einfaches, selbst zu fertigendes Gerät, der Backofenwischer (eine lange Stange mit angenageltem Putzlumpen zum Säubern des Backofens vor und nach dem Einschicken der Brotlaibe), das auch zum Inventar eines jeden bäuerlichen Backofens gehörte, als auch eine technisch aufwendige Maschine, ein Mehlsackklopfgerät (das in Bayern selten anzutreffen und deshalb noch nicht untersucht ist) zum Ausklopfen der letzten im Sack zurückgebliebenen Mehltreite.

Eine kleine Monographie einer in situ verbliebenen und jetzt privat genutzten ehemaligen Mühle stellt der Aufsatz «Die Wassermüller Potthast in Nieheim. Ein Beitrag zur Musealisierung von Arbeitskultur» von *Annegret Tegmeier-Breit* dar, ergänzt durch Hinweise auf die Problematik der Vermittlung einer Sozialgeschichte des Handwerks im Freilichtmuseum. Monographisch liebevoll behandelt auch *Stefan Baumeier* «Die Wegekappelle vom Westersporkhof zu Westerwiehe. Die älteste erhaltene Fachwerkkappelle der ehemaligen Grafschaft Rietberg» als Beispiel einer farbig bemalten Fachwerk-Kleinstkappelle in Westfalen (mit vielen schönen Farbfotos). Eines brennenden Dauerthemas musealer Ausstellungsarbeit nimmt sich *Martin Westphal* im Aufsatz «Zeichen der Not – Notwendige Zeichen im Museum. Nachbetrachtungen zu einer Ausstellung» an, wobei es in letzterer nicht um eine Darstellung bäuerlicher Arbeit quer durch die Jahrhunderte, sondern um die kurze Spanne der unmittelbaren Nachkriegszeit 1945–48 ging. Thematisch erfasst wurden Hausrat, Heizen, Wärmen und Beleuchtung, Möbel, Arbeits- und Transportgerät, Kleidung und Textilien, Spielzeug und persönliche Utensilien sowie Hygiene, deren Exponate die unvorstellbare Not der damaligen Zeit dokumentieren, wobei die unterschiedlichen Reaktionen der Besucher (Betroffene, Nachgeborene, Russlanddeutsche) analysiert werden. *Imke Tappe* schliesslich honoriert ein dem Westfälischen Freilichtmuseum überlassenes Sammlungskonvolut mit dem Aufsatz «Forschungsaspekte zum Handwerk und zum Zunftwesen in Westfalen. Zur Bedeutung der Schrifttums- und Bildsammlung von Margarete Pieper-Lippe» einschliesslich einem «Schriftenverzeichnis» der Spenderin.

Aus der Reihe der kleinen Beiträge und Kurzberichte (über Fensterbierscheiben, Töpferei, Luther-Bibel, Drogerieeinrichtung, Göpelschuppen, Dresch-Dampflokomobil, Bentheimer Schaf, Bauerngärten, Dorfwachstum, Kaufläden, Wagen und Karren, Kinderleben) herausgegriffen seien: «Die Geschichte der Gemeinschaftsgefrieranlage in Grossenmarpe», weil diese, erst 1959 gegründet, offensichtlich jetzt schon als «Volkskunde»-würdig betrachtet wird; der «Einmannbunker aus Wiedenbrück», 1989 ins Museum transloziert, weil hier dem Interesse an baulichen Relikten aus dem Zweiten Weltkrieg entgegengekommen wird (auch in Münchner Vorstadtteilen gibt es noch einige wenige solcher in Einfamilienhausgärten überdauernden Minibunker); die «Krassemaschine» aus Varlheide» (leider ohne Abbildung), weil der der Herstellung von Kratzbrettern (sog. Krassen = Karden) dienende Gerätetyp in Bayern und auch in Österreich bisher nicht belegt ist.

Aus dem Westfälischen Freilichtmuseum Detmold also wieder ein lesenswertes Museumsperiodikum, das die grosse Bandbreite und die vielfältige Thematik der Sachvolkskunde aufzuzeigen imstande ist!

Helmut Sperber

GOTTFRIED FLIEDL/ROSWITHA MUTTENTHALER/HERBERT POSCH (Hg.): Museumsraum – Museumszeit. Zur Geschichte des Österreichischen Museums- und Ausstellungswesens. Wien: Picus Verlag 1992. 202 S.

Obwohl sich der vorliegende Band schwerpunktmässig mit der Geschichte verschiedener österreichischer Landesmuseen beschäftigt, passt er ausgezeichnet in eine Reihe von in jüngster Zeit erschiene-

nen Diskussionsbeiträgen zur Lage der kleinen, sogenannten Heimatmuseen. Doch die Publikation ist nicht nur Diskussionsbeitrag, sondern die Autorinnen und Autoren tragen mit ihren Arbeiten wichtige Puzzle-Steine zu einer umfassenden kulturhistorischen Darstellung des österreichischen Museums- und Ausstellungswesens zusammen; ein Unternehmen, dessen Realisierung auch in anderen (deutschsprachigen) Ländern zu wünschen wäre. Dabei dürften der interdisziplinäre Ansatz und die Umsetzung des vorliegenden Projekts durchaus wegweisend sein. Gemeinsam stellen Vertreterinnen und Vertreter von Geschichte, Kunstgeschichte und Volkskunde das erstarrte Bild des Museums als unwandelbares Archiv «ewiger» Werte in Frage, stellen Fragen nach der politischen, sozialen und pädagogischen Rolle der Museen und Ausstellungen; betrachten Museumsgründungen und Sammelstrategien als Ausdruck sich verändernder sozialer (und politischer) Ansprüche und Erwartungen.

Die ersten vier Aufsätze befassen sich mit der Gründung beziehungsweise der Frühzeit der Landesmuseen der Bundesländer Steiermark (Joanneum, Graz), Tirol (Ferdinandeum, Innsbruck), Kärnten (Naturhistorisches Museum, Klagenfurt) und Vorarlberg (Gründung des Vorarlberger Museumsvereins), die eng mit der ökonomischen und politischen Emanzipation des frühen Bürgertums zusammenhängt. In diesem Reigen nimmt das 1811 von Erzherzog Johann gegründete steiermärkische Landesmuseum einen besonderen Rang ein. Es konstituierte in Übereinstimmung mit spätaufklärerisch-frühbürgerlichen Bildungsvorstellungen – zusammen mit anderen zeitgleichen Gründungen – erst den neuen Begriff der Institution Museum als öffentliche Bildungseinrichtung. Dieser Museums-Entwurf ging einher mit einem unerschütterlichen Fortschrittsoptimismus, der davon überzeugt war, durch die Verknüpfung der drei Zeitebenen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Gegenwartsaufgaben bewältigen und einen Zukunftsentwurf konzipieren zu können. Erzherzog Johanns (gleichzeitige) Sehnsucht nach primitiver Ursprünglichkeit, seine antistädtische, letztendlich kulturpessimistische Einstellung prägten sein Museumskonzept selbstverständlich mit: Die Hauptaufgaben des Joanneums waren das Bewahren und Pflegen der einzig auf die Steiermark – und das war neu – bezogenen historischen und naturwissenschaftlichen Sammlung.

Einen zweiten Schwerpunkt des Bandes bilden die Untersuchungen zu den kleineren Regional- und Lokalmuseen, die sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu etablieren vermochten. Mit diesen Gründungen fand gleichzeitig eine Art Paradigmenwechsel statt, was die Funktion des Museums betrifft. Das Museum stand nicht mehr im Dienste des Fortschritts, sondern nahm zunehmend einen «vergangenheits-verklärenden» Charakter an. Der enorme ökonomische und soziale Wandel brachte neben einer grossen Dynamisierung der Zeiterfahrung alltagskulturelle Veränderungen mit sich, die in immer rascher werdender Folge Gebrauchsgüter und Werkzeuge, aber auch bestimmte Lebensformen überflüssig machten und zum Verschwinden brachten.

Herbert Nikitsch befasst sich mit der jungen, aber bewegten Geschichte der Wiener Bezirksmuseen. Bis 1938 im Dienst restaurativer, deutsch-nationaler Ideen zur Stärkung des schwachen nationalen Selbstbewusstseins, vermittelten sie als «Rumpelkammern der Geschichte» ein affirmatives Kulturbewusstsein, indem sie vorwiegend an grosse Zeiten und Söhne erinnerten. Nach 1938 standen sie im Dienst der NSDAP und deren Propaganda. Nach dem Krieg wurden nach und nach alle 23 Bezirksmuseen wieder eröffnet. Eine pointierte und kritische Analyse des Jetzt-Zustandes der Bezirksmuseen als «Nobelghetto braver bildungsbürgerlicher Betriebsamkeit» sowie ein eher skeptischer Blick in die Zukunft dieser kleinen regionalkulturellen Zentren runden den interessanten Beitrag ab.

Dass politische Umwälzungen auch Auswirkungen auf die Museen haben, zeigt der Aufsatz von *Herbert Posch*, «Umbruch und Kontinuität – Wiener Museen am Übergang von der Monarchie zur Ersten Republik und das Scheitern einer Aneignung». Nach dem Untergang der Monarchie wurde der Versuch unternommen, «die kaiserlichen Repräsentationsanstalten zu republikanischen Volksbildungsanstalten» umzuformen. Doch die Reform, mit welcher der Kunsthistoriker Hans Tietze beauftragt wurde, scheiterte aus verschiedenen Gründen. Posch zeichnet die Details dieses «Trauerspiels», das gerade in der gegenwärtigen rezessiven Zeit nur zu gut nachvollzogen werden kann, sehr anschaulich nach. Angesichts der katastrophalen wirtschaftlichen und sozialen Zustände im Wien der ersten Zwischenkriegsjahre (Hungerwinter 1919–1921) muss das von den Verantwortlichen Erreichte (Schaffung der «Neuen» Albertina, der Galerie des 19. Jahrhunderts und des Barockmuseums) deshalb als erstaunlich bezeichnet werden.

Irene Nierhaus zeigt am Beispiel verschiedener Kunstaussstellungen im Wien der dreissiger und vierziger Jahre, wie versucht wurde, durch dieses Medium die jeweilige Politik zu «kulturisieren» und dadurch zu «humanisieren». Aber auch Beispiele direkter Vermittlung von autoritärer Propaganda und Ideologie über Ausstellungen konnten in dieser Zeit gehäuft registriert werden. Nicht nur die Inhalte einer Ausstellung, sondern auch deren Inszenierung (Vernissage – Reden, Medienpräsenz) machen

diese zum gesellschaftlichen Ereignis und können so durch ihre öffentliche Wirksamkeit «zu aktiven politischen Faktoren werden». Die Ausstellung «Deutsche Baukunst und Plastik am Reichssportfeld Berlin» (Mai 1937), beispielsweise, diente unverhohlen der Verbreitung der NS-Ideologie und war die erste machtvoll «Kultur-Präsentation» des deutschen Faschismus in Wien. Nachträgliche Fälschung der Besucherzahl um fast das Doppelte trug noch zusätzlich zur Erhöhung der Bewertung des Ereignisses bei.

Ein besonderer Abschnitt befasst sich mit den Ausstellungen der Künstlervereinigung Secession. Unter dem Diktat der Wirtschaftskrise in den dreissiger Jahren organisierte die Secession mehr und mehr Ausstellungen, die nur noch auf bagatellisierende Unterhaltung und Publizitätsträchtigkeit abzielten. Durch die ostentative Abstinenz von politisch Realem, durch die Absenz von Experimenten jeder Art zugunsten des Abgesicherten wurden diese aber erst recht zum Politikum, indem sie die gesellschaftliche Regression begleiteten. Der sich ebenfalls in dieser Zeit etablierende Austrofaschismus pflegte einen besonderen Umgang mit der Geschichte: kausalitätsbezogenes, analytisches Geschichtsd Denken wird umgemünzt in ein irrationales Bekenntum, «das zur Re-Patriotisierung der Gesellschaft bzw. zur expressiven Identifikation mit dem Vaterland» führt; Geschichte wird nicht mehr als realer Prozess, sondern als zeitloser Mythos vorgestellt; die Gegenwart wird «durch stetige Bezugnahme auf ein heroisches oder pittoreskes Vergangenes» entaktualisiert, d. h. Gegenwart und Geschichte verlieren ihre Distanz – dadurch wird die Gegenwart «zum Zuständlichen, dem Perspektiven des Veränderbaren fehlen». Vieles von diesem Umgang mit Geschichte und Kultur – man denke an die gegenwärtige Hochkonjunktur des Mythischen – kommt uns zur Zeit nur zu bekannt vor. Um so dringender sind schonungslose historische Analysen dieses düsteren Zeitabschnittes (auch in Museen) als vehementes Aufbäumen gegen das verführerische Verdrängen desselben.

Dass gleichzeitig auch äusserst innovative Museumsleute an der Arbeit waren, zeigt das Beispiel des bereits erwähnten Kunsthistorikers, Denkmalpflegers und Ausstellungsmachers Hans Tietze. Seinem kulturpolitischen und museumspädagogischen Konzept, welches von Gegnern als «bolschewistisch» bekämpft wurde, ist ein kenntnisreicher Aufsatz von *Sabine Forsthuber* gewidmet. Tietze orientierte sich vor allem an der modernen Kunst, die er als Schlüssel zum Verständnis der historischen Kunst betrachtete. Sein Bestreben war es, die Entfremdung zwischen dem Kunstwerk und dem Publikum aufzuheben und die äusserästhetischen Werte des Kunstwerkes sichtbar zu machen. Deshalb plädierte er dafür, die Frage des ästhetischen Gefallens auszuklammern und zur Anschauung und Erfahrung der Exponate mit eigenen Augen vorzudringen. Dieses Konzept des didaktischen Vergleichs, die Korrelation der ästhetischen mit den sozialen Werten war neu für seine Zeit. Tietze war gegen Inszenierungen; die Ausstellungen sollten nicht selbst Kunstwerke sein, sondern eher Vorlesungen über moderne Kunst. Dieser Umstand hatte allerdings zur Folge, dass trotz Führungen und Vorträgen bei bescheidenen Eintrittspreisen den Ausstellungen der gewünschte Erfolg versagt blieb.

Roland Inauen

JOHANN CASPAR NÄGELI : Des Lehrnsbegierigen und Andächtigen Landmanns Getreuer Wegweiser. Neudruck der 1. Ausg., Zürich, Heidegger 1738. Mit einem Nachwort von Holger Böning. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog 1992. 433 S., Ill. (Volksaufklärung, 2).

Die Absicht der Herausgeber Holger Böning und Reinhart Siegert ist es, wichtige deutschsprachige Quellentexte zur Volksaufklärung durch Neudrucke der Forschung wieder zugänglich zu machen. Der zweite Band dieser Reihe, das 1738 in Zürich erschienene Buch von Johann Caspar Nägeli, ist insofern ein Sonderfall, als es die Volksaufklärung in einer Zeit betrieb, der derartige Ambitionen und Absichten noch ganz unbekannt waren. Nägeli (1696–1742), Sohn einer angesehenen Zürcher Familie, seit 1730 Pfarrer in Bubikon und seit 1738 in Fischenthal, bediente sich im ersten Teil der literarischen Form des Dialogs – nach Max Lüthi «einer der wesentlichsten Formen menschlicher Kontaktaufnahme und Auseinandersetzung» (Enzyklopädie des Märchens, Bd. 3, Sp. 585) –, indem er wohl davon ausging, diese Form sei dem Landmann vertraut (Katechismus usw.). Ausgangspunkt von Nägelis Unternehmung war seine Ansicht, die Armut sei Ursache der «schlechte(n) Äuffnung des Feldbaues an so vilen Orten unsers Lands» (S. 13).

Die Sympathie Nägelis für die Bauern wird an verschiedenen Stellen deutlich. Er hält sie für Angehörige desjenigen Standes, der durch Fleiss zu rechtmässigem Reichtum gelange, da sonst die anderen Gewerbe immer mit etwas «Unbilligkeit, Wucher und Vortheilhaftigkeit [Übervorteilung] begleitet» (S. 47) seien. Um dem Landmann aufzuhelfen, habe er diese «sichere Anleitung» (S. 18) verfasst und

sie, zusammen mit einer grösseren Sammlung von Gebeten, Liedern und Andachten, im Druck erscheinen lassen. In den sechs Gesprächen treten ein Reisender, ein Bauer, eine Bäuerin, eine Frau Pfarrer und immer wieder ein Pfarrer auf. Am Anfang wird eine neue Sämethode mittels gelochten Brettern und Eisennägeln vorgestellt, wodurch der Ertrag verdoppelt werden sollte. Die neue Methode aber für das Säen beim Getreide anzuwenden, widerstrebte den Bauern. Als Argumente wurden die grössere Arbeit und Unkosten und der zu harte Boden angeführt. Wichtig ist hier, dass derlei Gegenstände – wenn auch in der Fiktion eines Gespräches – von beiden Seiten nach Massgabe von Vernunftgründen und eigenen Erfahrungen offen geprüft werden. Der Pfarrer hält es übrigens für wichtig, dass die Bauern Ernteerträge und Wetterbeobachtungen zu ihrem «Nutzen und Ergötzung» (S. 41) schriftlich festhielten, um durch aufmerksames Vergleichen die Erträge zu steigern. Als Gründe, warum es um den Feldbau so schlecht bestellt sei, nennt der Pfarrer das «ungeschickteste und liederlichste Gesind» (S. 46), das Fehlen von Lehrmeistern, die den Bauern im Ackerbau unterrichten, und den zu geringen Lohn, den die Tagelöhner erhielten. Im weitem Verlauf der Gespräche werden die Sonne, Gestirne, meteorologische Phänomene wie Regen, Blitz, Donner, Schnee, Eis, Tau, Reif, Nebel, Wind und Luft naturwissenschaftlich (entsprechend dem damaligen Wissensstand) erklärt. Ebenso werden Getreidearten wie Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, ebenso Bohnen, Erbsen, Hanf und Flachs nach ihren Eigenschaften beschrieben; es wird erklärt, wie ein Acker anzulegen sei, welche Bodenarten man zu unterscheiden habe usw. Nur, und diese Feststellung scheint mir wichtig, geht Nägeli's Buch nicht in der Faktizität des Realen auf. Immer werden Bibelstellen angeführt, wird die Natur als ein grosses «Buch» vorgestellt, wo selbst die Wolken «klare Buchstaben» sind, «die uns die Herrlichkeit Gottes» (S. 79) vermitteln. In dieser religiösen Fundierung bleibt Nägeli Frühaufklärer, der von abergläubischen Mitteln nichts erwartet, hingegen das Gebet für ein taugliches Mittel ansieht, sich des göttlichen Segens zu vergewissern.

Der zweite, umfangreichere Teil von Nägeli's Buch enthält Gebete, religiöse Betrachtungen und Meditationen, Lieder durch die ganze Woche, jeweils einem bestimmten Tag zugeordnet. Orthodoxes und Pietistisches gehen kunterbunt durcheinander. Nägeli hat hier aus den populärsten Andachtsbüchern genommen, was ihm passend schien. Böning vermutet in diesem doppelten Gebrauchswertversprechen, Aufklärungs- und Andachtsbuch in einem zu sein, ein Kalkül Nägeli's, der um die Beliebtheit religiöser Bücher wusste und durch die Mischung einen Lektüeranreiz schaffen wollte. Auch wenn im Titel selber die Bauern explizit als Adressaten angesprochen werden, ist doch zu vermuten, dass auch Nägeli als Käuferschicht «Volksfreunde» wie Beamte und Pfarrer ansprechen wollte. Diesen sollte gezeigt werden, warum es notwendig sei, die Bauern in moderneren Anbaumethoden zu unterrichten und wie diesen solche Inhalte zu vermitteln wären. Als eine Art Kursus eines volksaufklärerischen Programms würde denn die Bedeutung dieses Buches darin liegen, diese Vermittler mit Argumenten, Diskursstrategien, mit Wortwahl und Anredegestus vertraut zu machen, um sie so für die mündlichen Unterredungen mit den Bauern zu rüsten.

Alfred Messerli

OLAF BOCKHORN/WOLFGANG SLAPANSKY (Hg.): Gutshofknechte und Saisonarbeit im Pannonischen Raum. Vorträge des 7. Internationalen Symposiums «Ethnographia Pannonica» in Velem 1985. Wien: Ethnographia Pannonica Austriaca 1990. (Veröffentlichungen der Ethnographia Pannonica Austriaca, 2).

Verschiedene Umstände haben dazu beigetragen, dass die Referate des 7. Symposiums der «Ethnographia Pannonica» erst mit einiger Verspätung publiziert werden konnten. Dass nun auch die Besprechung mit Verzögerung erscheint, geht zum Teil auf das Konto des Rezensenten. Dabei verdienen die Bestrebungen der «Ethnographia Pannonica» jede nur erdenkliche Beachtung. Die 1970 durch Károly Gaál initiierte Arbeitsgemeinschaft wurde nämlich zu dem Zweck gegründet, Fachkolleg(inn)en aus Ungarn, der ehemaligen Tschechoslowakei, aus Slowenien und Kroatien sowie aus dem Burgenland, aus Niederösterreich und Steiermark über die Grenzen hinweg zu einem interdisziplinären Gedankenaustausch zusammenzuführen. Forscher wie Milovan Gavazzi, Gyula Ortutay, Jan Mjartan oder Béla Gunda und Niko Kuret standen bei der Gründung Pate. Das vorrangige Ziel der «Ethnographia Pannonica» besteht jedoch in der wechselweisen Durchführung von Symposien. Seit 1971 konnten bereits neun Tagungen abgehalten werden, die letzte 1989 in Karlovatz (Kroatien), das inzwischen durch den schrecklichen Krieg am Balkan weitgehend zerstört wurde.

Von sechs der neun Tagungen liegen gedruckte Berichte vor, darunter eben auch der hier anzuzeigende Band über «Gutshofknechte und Saisonarbeit». Mit diesem Thema griff die «Ethnographia Pannonica» ein Feld auf, das bisher weitgehend aus der volkskundlichen Forschung ausgeklammert geblieben

war. Auch in Ungarn hatte man die Gutshofknechte aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt. Es war daher sehr verdienstvoll, dass sich die «Ethnographia Pannonica» auf ihrem 7. Symposium in Velem 1985 mit diesen Aussenseitern der ländlichen Gesellschaft beschäftigte. Wenn den Betroffenen damit auch nicht mehr geholfen werden kann, so setzte die Volkskunde auf diese Weise doch ein wichtiges sozialhistorisches Zeichen.

Wie die Beiträge zeigen, erfolgte der Zugang zum Thema auf unterschiedliche Weise. Die Referenten stützen sich auf authentische Zeugnisse, autobiographische Erzählungen und auf Befragungen alter Gewährsleute, die selbst nur ungenügend über ihr Leben in den Knechtshäusern sprachen. So konnte, wie *Ernö Eperjessy* in seinem Eröffnungsreferat zeigt, in der Öffentlichkeit das Bild einer unbeschwernten, romantisch verklärten Puszta-Idylle entstehen, das den harten Lebensumständen auf den ungarischen Gutshöfen Hohn spottet. Ernő Eperjessy, der im folgenden einen guten essayistischen Einblick in die wirtschaftliche und kulturelle Situation der Gutshofleute zwischen 1920 bis 1945 gibt, mahnt zur dringlichen Untersuchung, denn «Leute, die darüber noch in der ersten Person erzählen können, wird es bald nicht mehr geben».

Aus alten Besoldungsbüchern und Lohnlisten, den *Tabulae conventionales* und den *Tabellae salariales* der Herrschaft Festetics entnimmt *Judit Knézy* die nötigen Angaben für ihren Beitrag über «Herrschaftliche Angestellte eines Herrngutes in Süd-Somogy und ihre Lebensweise am Ende des 18. Jahrhunderts». *Ferenc Winkler* zeichnet die historische Entwicklung nach, infolge der es durch eine bewusste Wirtschaftspolitik der Habsburger in der Zeit nach dem Ende der Türkenkriege bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts zum planmäßigen Ausbau der Herrschaftsgüter und damit zur Ausbildung jener kapitalistischen Gesellschaftsstruktur kam, an deren unterster Sprosse die Gutshofarbeiter standen. Wie solche Güter, deren adelige Besitzer ihre Residenz vielfach in Wien hatten, organisiert waren, schildert *István Söptei* wieder anhand von Pensions- und Gehaltstabellen aus den Jahren 1877/78 in seinem Beitrag über «Das Personal des «Bayrischen Herrschaftsgutes» in Sarvar (1877–1905)». «Ergänzende Angaben zur Geschichte der Meierhöfe des Komitats Vas und der in den Domänen beschäftigten Gutshofarbeiter» macht *János Gerse*. Er besuchte elf Meierhöfe und dokumentierte ihre unterschiedliche Lokalisation im Verhältnis zum Schloss bzw. zum Dorf. *Iván M. Balassa* weist in seinem Beitrag über «Die Wohnungen der Gutshofknechte» nach, dass das Vorbild für die weitgehend standardisierte und von zentralen Baubüros geschaffene Form der Knechtshäuser in frühen Dienstwohnungen (Mietwohnungen) etwa der Bergleute zu suchen sei, dass bei der Errichtung aber auf die örtlichen Gegebenheiten Rücksicht genommen wurde.

Olaf Bockhorn erinnert mit seinem wissenschaftsgeschichtlich interessanten Beitrag über «Die Mannhardt-Umfrage auf Gutshöfen der österreichisch-ungarischen Monarchie» daran, dass den Gutshöfen bereits im 19. Jahrhundert wissenschaftliches Interesse entgegengebracht wurde. Mannhardt interessierte allerdings nicht die soziale Lage der Knechte, sondern er suchte mit Hilfe seiner grossangelegten Fragebogenaktion nach den mythischen Wurzeln der Erntebräuche. Wie die von Bockhorn ausgewählten Fragebogenantworten aus dem pannonischen Raum zeigen, enthalten diese Angaben wichtiges Quellenmaterial, das mehrfach interpretierbar ist.

Den Saisonarbeitern, als einer speziellen Form der Ernteorganisation, sind zwei Referate gewidmet. *László Timaffy* berichtet über «Die Ernte-Saisonarbeiter in Nordwest-Ungarn» und *László Lukács* über «Wandergestalten, Wanderarbeiter und regionale Arbeitsteilung in Ost-Transdanubien». Insbesondere der Beitrag von Lukács macht deutlich, welche wichtige Rolle den *summás* (dörflich organisierte Saisonarbeiter), den *vendels* (bettelnde Tagelöhner), den verschiedenen Getreide-, Gemüse-, Tabak- oder Viehhändlern, den Flössern, den Fischern und Seilern, den Rastelbindern, Glasern, Ölhändlern und all den anderen Jahrmakergestalten für das Funktionieren der Wirtschaft in einer Grosslandschaft mit unterschiedlichen geographischen und ökonomischen Voraussetzungen zukam.

Die «Ethnographia Pannonica» unterstreicht mit diesem Tagungsband einmal mehr die wichtige Rolle der Volkskunde bei der Aufarbeitung von regionaler Sozialgeschichte. Durch den Abbau der Grenzen wurde die Bewegungsfreiheit im pannonischen Raum zwar erleichtert, durch den wiederentflammten Nationalismus erwachsen dem gegenseitigen Verstehen aber neue Barrieren. Es ist daher zu hoffen, dass die «Ethnographia Pannonica» ihre Arbeit im östlichen Mitteleuropa fortsetzen kann.

Franz Grieshofer

DIETER RICHTER : Das fremde Kind. Zur Entstehung der Kindheitsbilder des bürgerlichen Zeitalters. Frankfurt/M.: Fischer 1987. 349 S., Abb.

Der Band umfasst verschiedene Beiträge, denen es allen um ein kulturgeschichtliches und auch ideengeschichtliches Verständnis von Kindheit geht – in der doppelten Bedeutung von Kindheit als lebensgeschichtlicher Abschnitt und Wirklichkeit und Kindheit als Entwurf und Vorstellung, die sich eine soziale Gruppe oder auch ein einzelner von Kindern macht. Dabei zeigt sich, dass das für die Erforschung der Kindheit so zentrale Werk «L'enfant et la vie familiale sous l'Ancien Régime» (1960) des französischen Historikers Philippe Ariès einiger Korrekturen bedarf. Schon im Mittelalter lässt sich aufgrund zahlreicher Zeugnisse eine hohe individuelle Zuneigung zu Kindern nachweisen. Kindheit wäre demnach nicht eine Erfindung der bürgerlichen Kultur. Das neue in der bürgerlichen Hinwendung zum Kind liegt vielmehr in dem Wissen um eine Distanz zwischen Erwachsenem und dem nun als ein fremdes, anderes Wesen erfahrenen Kind. Die überaus einleuchtende These Richters ist, dass die Beachtung der Kinder seit dem 17. und 18. Jahrhundert sich nicht einer wachsenden Nähe, sondern einer zunehmenden Distanz verdankt. Im Zuge einer wachsenden Desintegration der Kinder wiederholte sich eine Distinktion in zivilisiert/unzivilisiert, die seit der Renaissance das Verhältnis von «Volk» und Oberschicht bestimmte.

Anhand moralischer Geschichten, die seit 1750 für Kinder verfasst und gedruckt wurden, kann Richter diesen Paradigmenwechsel eindrücklich herausarbeiten. Das in diesen Geschichten thematisierte kindliche Fehlverhalten (Nascherei, Lüge, Eigensinn und so weiter) führt fast immer zum Tode des Kindes. Die Botschaft dieser Geschichten, die von Verstümmelung und Zerstörung kindlicher Körper handeln, ist der narrative «Beweis» eines Zusammenhanges zwischen dem «unzivilisierten» Verhalten und den «natürlichen» Folgen. Die Strafe verdankt sich nicht personaler Willkür des Erziehers, sondern der «Ordnung der Dinge». Der aufgeklärte Erzieher erscheint nun in diesen Geschichten als kommentierender Erzähler, der vor allem die richtige, aufklärerische Lesart der Geschichten zu garantieren hat, nämlich: Das Unglück ist grundsätzlich vermeidbar. Ganz anders in den mittelalterlichen Mirakelersählungen. In diesen noch ganz unpädagogischen Kinderunglücksgeschichten treten die Heiligen und Nothelfer aktiv auf, greifen ein, um das vom Tode bedrohte Kind zu retten. Ähnlich wandelte sich auch das Verhältnis zu den sogenannten «wilden Kindern» (verlassene, ausgesetzte oder geraubte Kinder). Das Volksmärchen kennt das Motiv eines bei Wölfen, Bären, Riesen oder Räubern aufgewachsenen Menschenkinds und seine Rückkehr als «starker Hans» in die menschliche Gesellschaft. Solche Geschichten tauchen im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts vermehrt auch als authentische Nachrichten in Zeitungen auf. Und auch an diesen wilden Kindern zeigt sich der grundsätzliche Mentalitätswandel im ausgehenden Ancien Régime. Liess man früher diese Kinder *pro spectaculo* ausstellen, vollzog man jetzt an ihnen erzieherische Experimente, um das aufklärerische Axiom menschlicher Perfektibilität zu beweisen. Anstelle der Menagerie war das Philanthropin getreten.

Ein weiterer Teil des Buches behandelt den Prozess der Transformation des europäischen Volksmärchens, in dessen jeweiliger «Inszenierung» sich sehr genau das sich wandelnde Verhältnis der Elite zum «Volk» ablesen lässt. Hatten sich die 1634/36 postum erschienenen «Lo Cunto de li Cunti» des Neapolitaners Giambattista Basile an ein männliches, im Umfeld des spanischen Hofes in Neapel angesiedeltes Publikum von Beamten und Günstlingen gerichtet (um dieser sozialen Aufsteigerschicht mittels einer unterhaltenden Fiktion ein Instrument an die Hand zu geben, um die Differenz zum Volk zu überprüfen), wurden die Märchen mit Charles Perraults Sammlung zum Unterhaltungsstoff des von Frauen dominierten literarischen Salons. Mit der Kanonisierung der Märchen durch Wilhelm und Jakob Grimm werden sie endlich familiarisiert, und waren Märchen vor den Grimms immer Lachgeschichten gewesen, werden sie nun «naiv, gerade» und meist sehr ernst.

Damit wären einige der Themen dieser gründlichen Arbeit angetönt. Das Buch, das übrigens im letzten Jahr im Verlag Nuova Italia in Florenz in italienischer Übersetzung erschien, empfiehlt sich für Forschende und Interessierte aus den unterschiedlichsten Bereichen wie Kulturgeschichte, Volksliteratur und Volkskunde.

Alfred Messerli

RUDOLF SCHENDA: Von Mund zu Ohr. Bausteine zu einer Kulturgeschichte volkstümlichen Erzählens in Europa. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1993. 328 S. (Sammlung Vandenhoeck).

Wer Rudolf Schendas «Volk ohne Buch» (Frankfurt am Main³1988) lediglich entnommen hat, dass die Mehrheit des Volkes der Dichter und Denker bis ins 19. Jahrhundert illiterat gewesen sei, wer andere seiner Beiträge allein dahingehend verstanden hat, dass der Verfasser diesen Illiteraten überdies die

Bild-Lesefähigkeit (in: IASL 12, 1987, 82–106) und das Singen-Können (in: Tradition und Innovation in der Musik. Festschrift Ernst Lichtenhahn. Winterthur 1993, 97–113) absprechen wolle, wird dieses neue Buch zur Geschichte des volkstümlichen Erzählens in Europa vielleicht mit Misstrauen zur Hand nehmen: Wird Schenda dem Volk nun auch noch das Erzählen wegnehmen? Eine Demontage des mühsam errichteten Sagengebäudes hatte er ja schliesslich schon betrieben («Sagenerzähler und Sagensammler der Schweiz»). Bern/Stuttgart 1988; vgl. ZfVk 85, 1989, 324–327). All jenen Verärgerten und Zögernden sei gesagt: Greifen Sie ruhig zu, denn die Welt des Erzählens, die Schenda vor seinen LeserInnen hier ausbreitet, ist viel üppiger, als Folkloristen sie über lange Zeit entworfen haben.

Anders als diesen, die allzu oft aus ideologisch bedingten Vorstellungen bzw. verengten Wahrnehmungen vom Volk und seiner Kultur dogmatische Behauptungen werden liessen, geht es Schenda darum, «die Bedeutung zunächst der oralen, dann auch der gedruckten kommunikativen Kultur in unserer europäischen Geschichte mit Beispielen zu strukturieren, in ihren Zusammenhängen darzustellen und ohne den Beigeschmack von Verlust-Klagen zu zeigen, dass immer wieder neue kommunikative Gemische frische und reichhaltige, bisher teilweise unentdeckte Kulturformen der Rede und Schreibe produziert haben und auch weiterhin hervorbringen» (S. 16). Er arbeitet mit einer Fülle von Belegen, Bruchstücken historischer Erzählkultur, geschöpft u. a. aus Kompilationen, autobiographischer Literatur, Reiseliteratur, zeitgenössischen theoretischen Reflexionen über Kommunikationsweisen und aus den Vorworten von Folklore-Sammlungen, neu zusammengesetzt zu einer «Metaerzählung über einige wenige noch vorhandene Reste von Metaerzählungen» (S. 13). Dass darüber hinaus in breitem Masse wissenschaftliche Literatur ausgewertet wurde, versteht sich von selbst und wird auch durch die bei Schenda nun schon traditionell gewordenen «Tausend Titel zum Thema» (S. 276–321) eindrücklich dokumentiert.

Der Weg durch die Welt des Erzählens führt über neun Stationen. Zunächst geht es um die diversen Formen kommunikativen Handelns, die vielfach auch Gegenstand des gesellschaftspolitisch/pädagogischen Diskurses waren (und sind): körperliche Ausdrucksweisen, soziale und regionale Bedingtheiten des Sprechens und Miteinander-Redens, Tadel am Erzählen des Volkes einerseits und Hochschätzung literarischer Erzählkunst andererseits, gelernte und zu erlernende Erzählfähigkeiten und das alltägliche Plaudern von diesem und jenem. Die Bedeutung der vielfach Sprach- und Landesgrenzen überschreitenden Mobilität für die Diffusion von Erzählinhalten und das Einfließen literarischer Stoffe und Erzähltechniken in den nicht-alphabetisierten Bereich steht im Mittelpunkt des Kapitels über Fahrende und Fremde. Gaukler und Narren und all die anderen, die auf Strassen und öffentlichen Plätzen Waren und Worte feilboten, trugen ebenso zur Bereicherung lokaler Erzählkultur bei wie Stör-ArbeiterInnen und wandernde Handwerker, Hausierer, Kolporteure, Hebammen, Soldaten und Seeleute. Auch wenn bei Berichten über das Erzählen auf Reisen zu berücksichtigen ist, dass es sich hier um einen literarischen Topos handelt, steht die Bedeutung der erzählerischen Beredtheit von Reisebegleitern, Reiseführern, Fuhrleuten und Postillonen für das Entstehen und Verbreiten von Geschichten ausser Zweifel. Zeit zum Reden, Gelegenheit zum Erzählen, so das Thema des dritten Kapitels, fanden die Menschen gelegentlich bei gemeinsamer Arbeit, bei Abendunterhaltungen auf der Gasse oder Strasse und vor allem natürlich in Herbergen und Wirtshäusern, beim Kirchgang und auf Wallfahrten. Diesen öffentlichen Gelegenheiten stehen private Räume und geschlossene Gesellschaften gegenüber: Die bei Volkskundlern und Heimatforschern lange Zeit so beliebten Spinnstuben wie auch die ländlichen Abendunterhaltungen bei wohlhabenderen Bauern dienten wohl weniger der Weitergabe von Märchen und Sagen und dem gemeinsamen Singen von «Volksliedern», sondern sind mit ihren Gesprächen über lokale und politische Ereignisse und das alltägliche Geschehen eher als ein vorindustrielles und vorelektronisches Kommunikationssystem zu sehen, das den Informationsansprüchen der dörflichen und kleinstädtischen Öffentlichkeit genügte und zum psychosozialen Gleichgewicht beitrug. Als funktionsstüchtiger Umgang mit der Trauer fand Erzählen (wenn auch nicht von Märchen), Singen, Scherzen und Spässe-Treiben dagegen bei Totenwachen statt. Das vierte Kapitel wendet sich den sozusagen berufsmässigen Erzählern zu, den Blinden, den Barbieren und besonders der Geistlichkeit, ohne deren Arbeit die Erhaltung und Tradierung der abendländischen Erzählschätze über das Mittelalter hinweg nicht vorstellbar wäre. Die verbreitete Vorstellung von den Alten als Hauptträgern der Überlieferung greift Schenda im fünften Kapitel auf, diskutiert das Problem, ob es tatsächlich mehr Erzähler als Erzählerinnen in der ländlichen Gesellschaft Europas gegeben habe, und weitet den Blick für die in der Forschung vielfach vernachlässigte Rolle der Kinder in der Geschichte der Erzähltradierungen. Sodann geht er den ErzählerInnen in der Familie nach, den Ammen und Mägden, Grossmüttern und Müttern, Vätern und Grossvätern und benennt die unterschiedlichen Funktionen von Erzählungen aus dem Familienrepertoire. Wieviel es über einzelne ErzählerInnen herauszufinden und zu sagen gäbe, veranschaulichen die

Beispiele des Strassenkehrers Tobias Kern und der Näherin Agatuzza Messia. Von Beispielen des Sich-Selbst-Erzählens eingeleitet kommen im sechsten Kapitel verschiedene Aspekte des Zuhörens und Miterlebens zur Sprache, das siebente Kapitel wendet sich den von Schenda schon mehrfach bearbeiteten semilitarischen Prozessen zu: dem Vorlesen und Lesen von Märchenbüchern, Volksbüchern, Kalendern und anderen profanen Lektüren, aber auch von Legenden und Biblischen Geschichten als Quellen für das Erzählen und Nacherzählen sowie dem nostalgisch begründeten professionellen Erzählen in der von Medien beherrschten Freizeitwelt der Gegenwart. Schier ärgerlich kann man werden, wenn man sich die Rolle der Erzählforscher besonders des 19. Jahrhunderts vergegenwärtigt. Denn dass eine Rekonstruktion vergangener mündlicher Erzählkultur derart aufwendig und schwierig geworden ist und für den so wesentlichen Bereich des alltäglichen Erzählens, in dem sich stets die Hoffnungen, Nöte und Sorgen der Menschen spiegeln, nahezu unmöglich gemacht wurde, dazu haben gerade sie mit ihren Idealisierungen, Vorgaben und Ausblendungen beigetragen. Kritik an der Erzählforschung der Vergangenheit durchzieht das ganze Buch, das achte Kapitel hat hier vor allem die Feldforschung im Blick. Wie schon in «Sagenerzähler und Sagensammler der Schweiz» wird deutlich, wie wenig das in den Folkloresammlungen präsentierte Erzählgut bis ins 20. Jahrhundert hinein dem entsprach, was sich die Menschen der vergangenen Jahrhunderte wirklich erzählt haben. Historische Kontextforschung fördert dies eher zutage, und so plädiert das neunte und letzte Kapitel für eine neue Geschichte des Erzählens und der Geschichten, weg von der Überbewertung von Märchen und Sagen. Eine Geschichte des Erzählens (auch in der Gegenwart), welche die tägliche Arbeit und die täglichen Sorgen, die Berichte von Unglück, Träumen und Glück, Errettung, Gesundung, Krankheit und Sterben nicht ausklammert und das ganze Gemisch der Textsorten und Inhalte dokumentiert: «Man erzählte ein bisschen von allem» (S. 266).

Vielleicht meinen manche, dieses Buch, dessen Entstehen ich zu unterschiedlichen Zeiten schnittweise miterlebt habe, sei nicht ganz so rund geworden, wie sie es erwartet haben. Vielleicht hätten andere einige Aspekte lieber ausführlicher dargestellt gesehen. Ihnen sei in Erinnerung gerufen, dass der Verfasser ausdrücklich kein schlüsselfertiges Haus, sondern Bausteine liefern will. Seine Metazerzählung zur Geschichte des Erzählens ist eben so geraten, wie das Erzählen in der Alten Welt selbst: «nicht glatt, sondern spitz, nicht rund, sondern eckig, nicht Meister Proper, sondern Scheuersand» (S. 274)! Gerade dies aber, und nicht das Polierte, fordert zum Weiterarbeiten heraus. Und wie facettenreich das Projekt «Kulturgeschichte volkstümlichen Erzählens in Europa» ist, zeigt dieses Buch wie kein anderes zuvor. Verfolgen zu können, wie sehr sich das Verhalten, das Sprechen, Erzählen und Zuhören im Laufe der Zeit durch Zivilisierungsbemühungen verändern, war für mich beim Lesen der spannendste Aspekt.

Ingrid Tomkowiak

LANDARBEIT UND KINDERWELT. Das Agrarwesen in pädagogischer Literatur, 18. bis 20. Jahrhundert. Hg. i. A. der Stiftung Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum in Zusammenarbeit mit dem Freilichtmuseum am Kiekeberg von Helmut Ottenjann und Karl-Heinz Ziessow. Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg 1994. 562 S., Abb. (Arbeit und Leben auf dem Lande, 2).

Es ist ein schwieriges Unterfangen, einen Sammelband von 560 Seiten mit 25 Beiträgen, zahllosen Schwarzweiss-Abbildungen und vielen Farbtafeln vorzustellen. Das umfangreiche Werk ist im Zusammenhang mit einer vom Niedersächsischen Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten initiierten und mitfinanzierten Ausstellung zum Thema «Landarbeit und Kinderwelt» entstanden. Beteiligt daran waren die Museen Cloppenburg, Hohenheim, Kiekeberg, Schleswig und Bad Windsheim. Dem Ministerium ging es darum, «Lehrer, Schüler, Mütter und Väter, Familien aus Stadt und Land und vor allem Verbraucher» auf die besonderen Probleme der Landwirtschaft aufmerksam zu machen.

Die ersten Beiträge vermitteln anhand der Kinder- und Jugendliteratur einen Überblick über die Entwicklung der Landwirtschaft in Deutschland seit der Aufklärung bis heute. Als Verfasser zeichnen Agrarwissenschaftler, Historiker und in Fragen der Buchgestaltung bewanderte Fachleute. Das von ihnen aufgearbeitete Material bestätigt, dass sich die Textverfasser und Buchillustratoren nur wenig um die tatsächlichen Vorgänge in der Landwirtschaft kümmerten. Das heisst, in der pädagogisch ausgerichteten Literatur der letzten zweihundert Jahre spiegelt sich eher die Vorstellungswelt der jeweiligen Gesellschaft, von der die Bauern für die unterschiedlichsten Aussagen verwendet wurden, als die Realität des Lebens auf dem Lande.

Die der Einführung folgenden historischen Fallstudien sind nicht frei von inneren Widersprüchen und Überschneidungen. Dafür sorgte schon das interdisziplinär angelegte Konzept des Sammelbandes.

Eines wird aber deutlich: Die Probleme der Landwirtschaft waren rückblickend nie einfacher als heute. Ging es den Bauern am Anfang des letzten Jahrhunderts um die Befreiung von den politischen Fesseln, so verbergen sich hinter der ländlichen Idylle des Biedermeier die Probleme der überhandnehmenden Industrialisierung. In den Jahren der beiden Weltkriege wurde den Illustrationen der martialische Begriff der «Erzeugungsschlacht» (in der Schweiz «Anbauschlacht») zu Grunde gelegt. Der Nationalsozialismus beherrschte auch die Agrarwirtschaft.

In der Nachkriegszeit wurde die Landwirtschaft ein Teil des deutschen Wirtschaftswunders. Die letzten Jahre werden von sehr unterschiedlichen Tendenzen geprägt. Während die Landwirtschaft ihre Rolle als kulturelle Staffage in den Lesebüchern allmählich verliert und als Spezialgewerbe in den Fachunterricht abgedrängt wird, versucht sich der Kinder- und Jugendbuchbereich in neuen Darstellungsformen, die neue Einblicke in die Arbeitsabläufe in der Produktion von Nahrungsmitteln gewähren. Es scheint aber, dass die Landwirtschaft, obschon sie ihre frühere Bedeutung im Wirtschaftsgefüge weitgehend eingebüsst hat, den Stellenwert als Bildlieferant für pädagogische Anliegen beibehält. Wenn im 19. Jahrhundert der Bauer auf seinem Betrieb im Vordergrund stand, so sind es heute Fragen nach der Entstehung der Nahrungsmittel und der Belastung der Umwelt, mit denen sich die Illustratoren und Verfasser von Texten auseinandersetzen.

Das in Deutschland im 18. Jahrhundert am weitesten verbreitete landwirtschaftliche Lehrbüchlein war das «Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute». Sein Ziel war es, den auf dem Land lebenden Menschen Werte- und Verhaltensrichtlinien zu vermitteln. Übersetzungen und Bearbeitungen des ursprünglich von Rudolf Zacharias Becker verfassten Büchleins erschienen in ganz Europa. Noch vor der Wende zum 19. Jahrhundert kamen auch die ersten Büchlein für die Volksschulen heraus. Sie trugen so schöne Namen wie «Kinderfreund», «Der Mädchenfreund» oder «Der Deutsche Kinderfreund» und waren für den Unterricht in den ländlichen Schulen bestimmt.

Darauf folgen mehrere Abhandlungen zur Kinder- und Jugendliteratur im letzten Jahrhundert, über die Darstellung der bäuerlichen Welt in der Kunst und über die weit verbreiteten Schulwandbilder. Alle Beiträge werden, wie bereits erwähnt, von zahlreichen Abbildungen begleitet. Das trifft natürlich auch auf die Aufsätze über die Erhaltung der bäuerlichen Trachten und für die Abhandlung über die Bauern im volkstümlichen Lied zu. Hier treten die Melodien und Liedtexte an die Stelle der Illustrationen. Weitere Beiträge beziehen sich auf die Arbeit der Bäuerin und die Situation der Bauern im Dritten Reich. Obschon den Frauen wichtige Arbeiten im Betrieb zufallen, sind sie in den Lesebüchern nach wie vor so gut wie nicht vertreten. Autoren und Illustratoren unterschlagen die Wirklichkeit oder tun sich zumindest schwer damit. Auch in den dreissiger und vierziger Jahren wurde der technische Fortschritt in der Landwirtschaft ausgeblendet. Die «Erzeugungsschlacht» vollzog sich in der übernommenen, intakten Sphäre des Bauerntums.

Gegen den Schluss hin analysiert das Sammelwerk die Darstellung des bäuerlichen Lebens in den geschichtlichen Unterrichtsbüchern und der Jugendliteratur der ehemaligen DDR. Die beiden letzten Aufsätze befassen sich mit dem Leben auf drei niedersächsischen Betrieben und mit dem sogenannten Image der Landwirtschaft. Alles in allem schon von der Quantität her ein ungewöhnliches Angebot, eine einmalige Fülle an Informationen und Anregungen aus einem Bereich, aus dem in der Schweiz keine ähnlichen Untersuchungen vorliegen, ja selbst Ansätze zu einem vergleichbaren Unternehmen fehlen. Die Literaturliste von «Landarbeit und Kinderwelt» umfasst nicht weniger als 60 Druckseiten.

Alois Senti

HANDBUCH DER SCHWEIZERISCHEN VOLKSKULTUR. Hg. von Paul Hugger. 3 Bde. Zürich: Offizin Zürich Verlags-AG 1992. XII, 1534 S., Abb. (Umschlagtitel: Handbuch der schweizerischen Volkskultur. Leben zwischen Tradition und Moderne. Ein Panorama des schweizerischen Alltags).

Als Richard Weiss im Jahr 1946 seine «Volkskunde der Schweiz» veröffentlichte, hat er nicht nur eine schlüssige Gesamtdarstellung des schweizerischen Volkslebens vorgelegt, sondern zugleich auch die volkskundliche Arbeit exemplarisch veranschaulichen wollen: das Konzept einer «einheitlichen Wissenschaft», die ein Integral und nicht ein Additionsprodukt ihrer verschiedenen Teilbereiche bedeutet und die sich überdies als eine – auf historischer Forschung ruhende – «Gegenwartswissenschaft» erweist. Dieser faszinierende «Grundriss» hat Epoche gemacht und blieb fast ein Vierteljahrhundert lang unangefochten ein Leitstern der europäischen Volkskundeforschung. Jetzt, abermals 25 Jahre später, zeigt sich sowohl die Volkskunde als auch das Leben des Schweizer Volkes tiefgreifend verwandelt. Das hier anzuzeigende Werk ist der mutige, ja man ist versucht zu sagen: tollkühne Versuch, der heutigen Situation gerecht zu werden.

Der Gegenstand wird diesmal von 78 Autorinnen und Autoren in etwa 85 Beiträgen abgehandelt, in drei Bänden, auf über 1500 (zweispaltigen) Seiten, mit über 500 oft grossformatigen Abbildungen, unzähligen Tabellen, Grafiken und Textkästchen. Er präsentiert sich – nach einem einführenden Abschnitt («Perspektiven») – in zwei Hauptteilen, die jeweils dreifach und dann in ungleichen «Portionen» weiter untergliedert sind: a) «Bereiche des Lebens» (Familie – Verwandtschaft – Nachbarschaft; Quartier – Gemeinde; Kanton – Bundesstaat) und b) «Dimensionen» (Arbeitswelt; Die Begegnung mit dem Fremden; Mentalitäten). Die Anordnung des Gesamtmaterials und gelegentliche verbindende Texte machen deutlich, welche geradezu herkulische Arbeit der Herausgeber hier zu leisten hatte. Dass er mit seinen redaktionellen Helfern am Ende trotz manchmal fehlender Autoren und schmerzlicher Absagen für wichtige Kernstücke seines Konzepts und trotz der immensen Disparität der Beiträge dieses interessante Kompendium zu einem wohlgefälligen Abschluss bringen konnte, verdient den Dank aller Fachkollegen. Mit Nachdruck ist zu betonen, dass hier eine Fülle hervorragender Einzelbeiträge vorliegt und dass sich speziell auch durch das mal mehr pointierende und mal stärker kontrastierende Zusammenspiel zahlreicher Studien wie überdies durch das reiche und ansprechend komponierte Illustrationsmaterial dem aufmerksamen Leser viele einsichtsvolle Perspektiven eröffnen. Die Vielfalt der Zugänge, die Interdisziplinarität, innerhalb derer (neben Soziologen, Philologen, Pädagogen, Psychologen, Historikern, Geographen, Architekten etc.) der Anteil volkskundlicher Autoren im engeren Sinne wohl kaum ein Fünftel ausmacht, ist beeindruckend. Leider erschliesst aber das (gleichwohl umfangreiche) Stichwortregister die Beiträge nur nach ihren Titeln, so dass hier die Vielzahl sachlicher, begrifflicher und methodischer Querverbindungen – die z. B. bezüglich Sitte und Brauch alle drei Bände durchziehen – nur andeutungsweise zum Ausdruck kommt.

Es ist kaum möglich, dieses Werk in Kürze nach allen wesentlichen Gesichtspunkten angemessen zu würdigen. Wer es dezidiert als «Handbuch der schweizerischen Volkskultur» verstehen will, muss von ihm naturgemäss anderes verlangen als von einem «Panorama des schweizerischen Alltags» oder einem Problemaufriss «Leben zwischen Tradition und Moderne», wie die beiden Untertitel auf dem (witzig-modischen) Schutzumschlag verkünden. Es gibt Abhandlungen, die sich mehr diesem oder mehr jenem Aspekt zuordnen lassen, aber kein Beitrag dient – verständlicherweise – allen Zielen gleichermassen. Durchweg in einem leserfreundlichen Stil geschrieben, werden in den meisten Fällen Sachinformationen in dichter Form ausgebreitet, wobei der theoretische Rahmen freilich häufig sehr divergiert und damit die Informationen aufgrund unterschiedlicher Auswahlprinzipien oft unvergleichbar bleiben. Auch das theoretische Niveau – von eklektischer Materialhäufung über klassifizierende Beschreibung und abstraktes Raisonement bis zur Entfaltung diffizilster Argumentationsmuster und substantieller, konzentrierter Anschaulichkeit – schwankt.

Die Lektüre des Ganzen ist ungemein anregend, aber ein stimmiges Bild schweizerischer Volks- oder Alltagskultur entsteht doch nur partiell. Die Aufgaben eines Handbuchs, dem für einzelne kulturelle Lebensbereiche jeweils eine luzide Darstellung der Forschungslage sowie kompakte Sachinformationen zu entnehmen wären, kann das Werk ebenfalls nur teilweise erfüllen. Das liegt schon formal an den diversen, im jeweiligen Aufsatztitel meist nicht erkennbaren (fach)spezifischen Sichtweisen, an der gemäss Inhaltsverzeichnis nicht immer unmittelbar einleuchtenden Gruppierung der Beiträge – wenn z. B. die Sachkomplexe Ernährung und Kleidung einen Abschnitt «Freizeit und Freizeitgesellschaft» bilden oder u. a. Sagen, Lesestoffe, Musikinstrumente, Medienkultur und kirchliche Bräuche unter dem nicht näher erläuterten Stichwort «Mentalitäten», Festbräuche und Heimatvereine jedoch im Rahmen von «Quartier – Gemeinde» abgehandelt werden –, endlich vor allem auch an dem fehlenden Sachregister, das die stupende Materialpräsentation im einzelnen hätte zusammenführen und aufschlüsseln können. Der Volkskundler vermisst zudem klassische Gegenstandsfelder, die er in einem Handbuch erwarten würde, wie Möbel, Hausrat, Volkslied, Märchen, Schwank und Witz fast ganz, wofür er freilich hinwiederum unzähligen Themen zu modernen sozialkulturellen Problemen begegnet (z. B. Bürgerbewegungen, Unternehmenskultur, Internationalisierung der Lebensgewohnheiten), die seinen Horizont ganz unverhofft aufs Wünschenswerteste erweitern.

Man kann dieses Werk wie eine Abenteuerreise durch den gegenwärtigen Schweizer Alltag genießen und wie einen phantastischen Steinbruch nutzen. Es fordert allerdings vom Leser nicht nur Geduld, sondern auch Offenheit, kritische Aufmerksamkeit und Kombinationsgabe; die Stärke liegt in der Vielfalt, oft auch Unkonventionalität des Angebots, insgesamt weniger in der konzeptionellen Einheit. Fruchtbare inhaltliche Schwerpunkte bilden z. B. die Analyse des familiären Lebens und die Darstellung industrieller Arbeitswelt, ferner kleine Gemeindemonographien sowie die Behandlung von Ausdrucksformen regionaler Identität, der Bilder vom Eigenen und vom Fremden. Der Frage nationaler Charakteristika (alpine Kultur, Wehrhaftigkeit, demokratische Tradition), Mythen und Stereotypen

wird immer erneut von den verschiedensten Seiten her nachgegangen. Einzelne Beiträge bieten zuweilen auch neue bedenkenswerte theoretische Entwürfe und überzeugende kleine Synthesen; unter dem Gesichtspunkt eines konzentrierten Handbuchartikels ist für mich derjenige über die schweizerischen Ortsmonographien genau in der Mitte des Werks das Musterstück.

Ob hier – insgesamt gesehen – ein spezifisch «volkskundliches Handbuch» vorliegt oder nicht, ist eine klassifikatorische Frage, die man so oder so beantworten mag. Mit der Monographie von Richard Weiss lässt es sich aus vielen Gründen nicht vergleichen. Es ist ganz unerlässlich, dass wir Volkskundler, wenn wir wach den Puls der Zeit spüren wollen, sowohl die kulturelle und gesellschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte als auch die kulturwissenschaftliche Erweiterung im Verständnis von Volkskunde nachhaltig zur Kenntnis nehmen und dann beide Tatsachen fruchtbringend miteinander verknüpfen. Das vorliegende Gemeinschaftswerk bietet dazu einen bisher vorbildlosen Versuch, der Anerkennung fordern darf, und stellt eine ganz gewiss nicht leicht zu übertrumpfende Herausforderung für alle dar, die es besser machen möchten.

Helge Gerndt